

# **Archiv der Gossner Mission**

**im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin**



Signatur

**Gossner\_G 1\_0825**

Aktenzeichen

ohne

## **Titel**

Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus in Berlin, Erlebnisse im 2. Weltkrieg

Band

Laufzeit

ohne Datum

## **Enthält**

Erinnerungen einer Diakonisse und Hebammme über die Zeit und ihre Tätigkeit im Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus in Berlin zwischen 1932 und 1946; Kopie einer handschriftlichen Aufzeichnung

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

Gossner Mission

Erlebnisse im 2. Weltkrieg im Elisabeth- Diakonissen- und  
Krankenhaus in Berlin

Ohne Datierung aber nach 1946

G 1 - 825

## Eindrücke im 2. Weltkrieg.

Als der zweite Weltkrieg ausbrach, war ich als Diakonisse, Hebamme in meinem Mutterhaus - im Elisabeth - Diakonissen und Krankenhaus in Berlin.

Wir hatten eine schöne, geburtschilffliche Abteilung „aufgebaut“ im Jahre 1932. Sie hatte sich im Laufe der Zeit so erweitert, so daß wir über 1000 Geburten im Jahr hatten.

Zunächst waren wir 2 Hebammen. Schwester Helene von Lieres und ich waren auf der Universitäts-Frauenklinik in Göttingen ausgebildet worden, und fingen an, - mit Littern und Zagen zunächst - unsere Kenntnisse und Erfahrungen an unsere Mütter, die zu uns zur Entbindung kamen, auszuwerfen, und waren bemüht, erste Hilfe zu leisten, unterstützt und ermutigt durch unseren verehrten Herrn Dr. Hermann Ruge, der Chefarzt der neuen geburtschilfflichen Abteilung wurde.

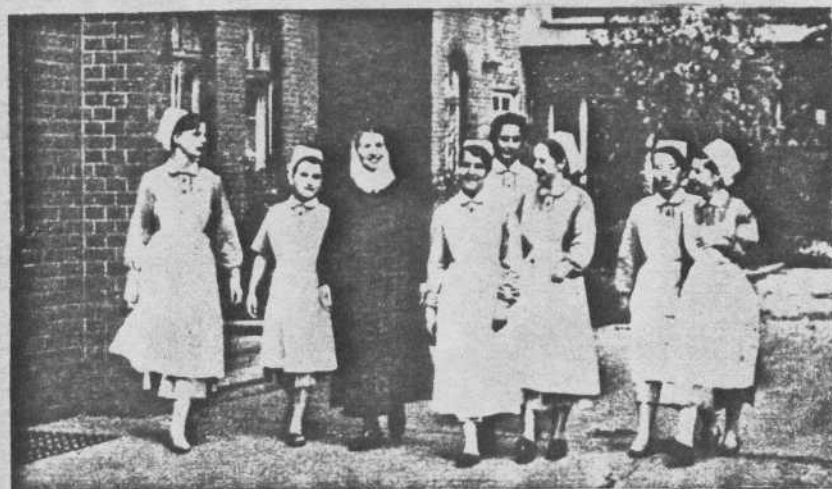
In den ersten Jahren war die Zahl der zu uns kommenden werdenden Mütter zu überblicken und wir luden im Sommer ein zu einem „Müttertreffen“, das großen Anklang fand. Unsere Haushaltungsschule stand uns hierbei mit Rat und Tat zur Seite. Sie übernahm das Kuchenbacken, das Kaffeebrühen, das Servieren und Dienen bei der Kaffeetafel und das Kinderlutschen. Man würde heute sagen: Wir hatten



einem guten Servis! Frau Oberin Emma von Bunn und „das ganze Haus“ nahmen regen Anteil daran. Unsere Gäste kamen pünktlich mit ihren inhaltsreichen Equipagen angelollt; der Pförtner brachte sie zum Festgelände, zum Solnvestergarten. Dort waren inmitten blühender Rabatten Tische gedeckt. Es gab ein freudiges Wiedersehen untereinander, eine Bewunderung und Staunen über gute Entwicklung der Kinder, kein. Die Haushaltschülerinnen führen sie auf dem schönen Gelände, dem Garten des Elisabeth-Krankenheuses, spazieren und die Mütter waren frei für Austausch und Kaffeetrinken. Ein missionarischer Austausch sollte nicht fehlen. Herr Pfarrer Dr. Herbst wirkte mit Ernst und Humor das Wort Gottes zu sagen und die Herzen anzurühren. Zum Schluß fand eine Verlosung statt. Junge Solnvestern und Schülerinnen und wir hatten in Freizeit kleine Handfertigkeiten gemacht. „Fleißige Hände regnen sich - auf dies Ziel hin - hin' Erde.“ Und eine jeder konnte den Tag mit einem kleinen Abenteuer beschließen. Wir hatten viel Freunde für unser Haus gewonnen.

Herr Dr. Ruge eine prächtige Persönlichkeit, von unseren Müttern nur „Väterliches Ruge“ genannt, wurde 1933 Mitglied der national-sozial. Partei. Durch diese Zugehörigkeit zur Partei, kamen viele hohe S. S.-Angehörige die wohl sonst nicht in eine Diskussions-





*Schülerinnen der Krankenpflegeschule*



*Im Garten des Elisabeth-Diakonissen u. Krankenhauses*

Kunstalt gegangen wären, zur Entbindung auf unsere Abteilung. So entband Frau Heidenreich bei uns. Ich sehe vor mir eine hübsche Frau mit Blumen, Blumen, Blumen. Wenn die Sträupfe zur Kugel herausgestellt wurden, konnte man im langen Flur des Haupthauses, wie durch einen Blumengarten gehen. [Frau Heidenreich? — — entband 2 x bei uns, Frau Heißmeier (Wirtschaftsminister), eine Hugenottin, treu ihrem Glauben. „Hitler hat mir nichts zu sagen, mein Kind wird getauft.“]

Es wurden viele Kinder von Parteiangehörigen der S.S. und S.A. hier getauft mit und zum Teil ohne Wissen der Väter. Unsere Pastore hatten bei uns ein reiches Arbeitsfeld.

Aber der Kern unserer Mütterbelegung auf der Abteilung erstellte das Bürgertum des - guten „Berliner Westen“; und Angehörige der Kirche, von Kath und Feind - auch vom Lande, sowie Angehörige der Aristokratie aus vielen Bezirken Berlins.

Herr Dr. Ruge erlebte den 2. Weltkrieg nicht mehr. Er starb nach einer Gallenoperation im Frühjahr 1938. Wie dankbar waren wir ihm für seine guten Dienste an unserer „Mütter“ der geburts-hilfflichen Abteilung.





Dr. Hermann Ruge  
Leitender Arzt der Geburtshilflichen  
Abteilung 1932—1938

Unsere Chefärzte --

der Geburtshilflichen Abteilung



Prof. Dr. Dr. Gesenius  
Leitender Arzt der Geburtshilflichen  
Abteilung 1938—1945





Bei den Säuglingen.



September 1910



u.v.N.

Jubiläum = Das 100. te Kind ! - -

Zwei Hebammen



Sein Nachfolger wurde Dr. med. habil, Dr. phil. Heinrich  
 Gessenius. Er kam aus der Schweiz und fügte  
 sich gut in unsere christlichen Rahmen ein. Wir  
 schätzten ihn sehr als Arzt und Mensch. Dr. Gessenius  
 war Wissenschaftler und machte wissenschaftliche  
 Versuche an Ratten und Mäusen, die in unseren  
 Koldenkellerräumen untergebracht waren. Er ex-  
 forsierte die Auswirkung chemischer Gase (Bombern)  
 auf die Fruchtbarkeit. Die Ratten wurden mit ver-  
 krüppelten Ohren etc. geboren. Die armen Viecher!  
 Es verband uns mit seiner Mutter auch eine besonders  
 herzliche Begegnung, dass dieselbe ganz mit ihm und seiner  
 Arbeit und mit seinem Schaffen lebte. Er heiratete dann  
 mit etwa 40 Jahren und wurde in unserer Kirche ge-  
 traut. 1939 mußte er als Stabsarzt in den Krieg, -  
 machte den Polenfeldzug mit, und war in Rußland.  
 Seine interessanten Briefe tauschten wir mit der Mutter, -  
 die wir „Frau Geheimrat“ nannten, - immer aus.  
 Von Rußland kam er todkrank mit einer infektiösen  
 Gelbsucht zurück, gerade als seine junge Frau auf  
 unserer geburtsärztlichen Abteilung lag und ihr erstes  
 Kind erwartete. Er wurde nach dem Zusammenbruch  
 zum Chefarzt der Gynäkologischen und Geburtshilflichen  
 Abteilung des Martin-Luther-Krankenhaus  
 und später zum Professor an der Freien Universität  
 in Berlin berufen.

Sein Vertreter während des Krieges war Dr. Walbayer



Er hatte immer ein Sprößchen parat. „Ich heiße zwar Wald-eiger, aber im Kriege fallen die Eier fort“. Er wurde nach dem Zusammenbruch brief-  
erst der Synakologischen und Gebetshilfflichen  
Abteilung im Städtischen Krankenhaus in Karlshorst-  
(Ostberlin).

Einige Jahre waren wir 2 Hebammen und schafften  
freudig unsere Arbeit in einer guten „Hand-in-  
Hand-Arbeit“. Später wurde eine Hebamme ange-  
nommen, bis eine weitere Diakonisse unseres Hauses  
ausgebildet war. Unser Dienst war ein 12 Stunden-  
Dienst in folgendem Turnus: Ein Monat Tages-  
dienst im Kreißsaal / ein Monat Nachtdienst im  
Kreißsaal / ein Monat Stabausleitung (Leitung  
der Wöchnerin-Abteilung) und nat. vorangeführte Säuglings-  
Abt.  
So waren wir reichlich ausgefüllt mit Er-  
leben, Verantwortung und Arbeit, daß der  
zweite Weltkrieg nur zunächst so über uns hin-  
wegrollte, wie eine dunkle Wolke voll von schweren  
Ähren um das Geströhren auf dem Schlachtfeld;  
und voll Sorge um liebe Angehörige.

Den Krieg im Lande bekamen wir durch die  
Bombenangriffe auf Berlin zu spüren, (besonders  
in den letzten Jahren 1943-1945) die un-  
ruhvolle Stunden Tag und Nacht mit  
sich brachten. Hierüber liegt ein genauer  
Bericht



Schwester Helene

22.5.43.



wir sind nicht immer „salonfähig“



Bericht unseres damaligen Ausstallsgeistlichen, Herrn Pfarrer Horleß vor, den ich mitsende.

Das "Klima" auf unserer Abteilung war gut. Wir lebten aus dem Vertrauen heraus, daß Gott behüten und bewahren kann. Das übertrug sich auch auf unsere Pflegebefohlenen.

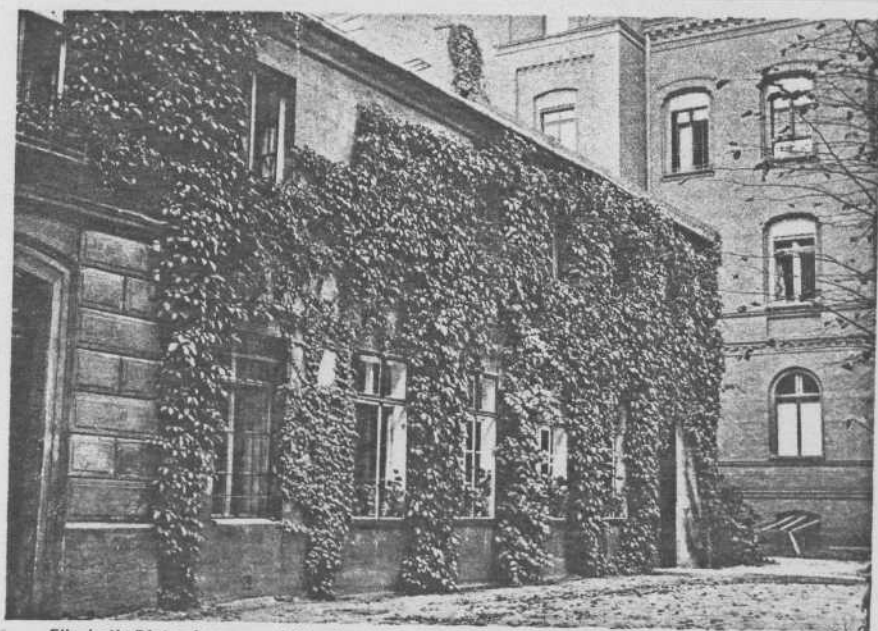
Ein Wort von Erich Köstner mag hier gelten:  
 „Wer wagt es, sich den donnernden Zügen entgegen -  
 zu stellen?“

Die kleinen Blumen zwischen den Eisenbahnen -  
 schwellen!“

Die donnernden Kampfflugzeuge waren die gewaltige Macht, die über uns hinwegrollte - [wie die Eisenbahn über die kleinen gestützten Blumen] - und die Tod und Verderben brachte. Die kleinen Blumen, - die winzig kleinen Persönlichkeiten der Menschen, die sich schutzlos und hilflos dem Grauen ausgesetzt sahen, wenn sie sich nicht geschützt und belüftet von einer höheren Macht wußten. So stellen wir getrost unsere Mütter und Kinder immer wieder unter den Schutz Gottes.

Aus Herrn Pfarrer Horleß's Bericht und meiner Zeichnung sind Ausmaß der Bombeneinschläge zu ersahen, so will ich mich auf eigenes Erleben beschränken, das sich in so ungezählten  
 Malen





Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus, Berlin W 35, Lützowstraße. Das alte Haus



Die Ruine des Gründungshauses 1945

Malen immer wieder, und immer neu, wiederholte. Wie ist das bei so einem Bombeneingriff?

Es gibt Voralarm; alles rennt, rennt, flüchtet, was gehen kann in den Keller, auf Krankenstühlen, auf Bahnen, in Betten werden die Behinderter herübergebracht. Dann kommt Alarm! Die Kampf-  
flieger sind da! Ein großes Schreien und Warten ist über die Menschheit gekommen! Alles ist ganz still. Hier betet man, dort muß man einen Gefangenen die Hand streichen, dort ein beruhigendes Wort sagen. Über allem läßt das große Schreien und Warten an. Der Todesengel zieht vorüber und breitet seine Schwingen aus. Wen wird es treffen? Bomben fallen und krachen nah und fern; fallen und krachen immer wieder - endlos lange! Man hört die Geschwader näher kommen, über sich surren,! Wieder ein Abwurf ganz nah, dann etwas ferner. Endlich wird's stiller - es kommt die Entwarnung! Alles atmet erleichtert auf. Wieder einmal davon-  
gekommen. Aber ringsum in den Straßen brennen Häuser, Häuserreihen sind eingestürzt! Menschen laufen verängstigt hin und her, suchen ihre Angehörigen oder haben keine Heim mehr. Verletzte, und Verunglückte füllen das Krankenhaus. — Unsere Pflegebefohlenen werden nach

oben



oben gebracht, gebettet und zur Ruhe gebracht. Aber es kann sein, daß es nach Stunden der Ruhe wieder Voralarm gibt! Und alles von vorne losgeht!

Vom 1. Januar 1945 bis zum 28. April 1945 hatten wir - in fast regelmäßigem Turnus - mittags gegen 13<sup>h</sup> und nachts gegen 1<sup>h</sup> Bombenangriffe. Von der Zeit an blieben wir in den Luftschutzräumen.

Einsmal, als die Bombe großen Kalibers fiel, zwischen dem Hofmerhaus und dem Kreißsaal, wor ich mit einer Wöchnerin, die nicht in den Keller wollte, auf der 1. Etage geblieben. Ihr Bett stand in einer Flurecke, Küste und Bad waren vorgebaucht und die Mauern unseres Hauptbunkers waren 50 cm dick! Wir hörten den großen Einschlag in den Erdboden und waren <sup>sofort</sup> von Glasscherben und Staub und Erde überschüttet. Es ist uns nichts geschehen. Ein Arzt, der im „toben Winkel“ dieser Bombe stand, blieb unversehrt. Ein wenig später, als er außerhalb des Grundbunkers war, töte ihn der Luftdruck einer Bombe am Telefon. Denselben Tod durch Luftdruck erlitt Freitzler (der 55 Röhren) in einem Keller der Potsdamerstraße. Er wurde in unsere Leichenhalle gebracht und eine Raumnene ging durch das Flaces: Freitzler ist tot! Ein fester Nachte sein Teil daran.





zwischen Kreißsaal und  
← Gossnerhaus fill die Bombe

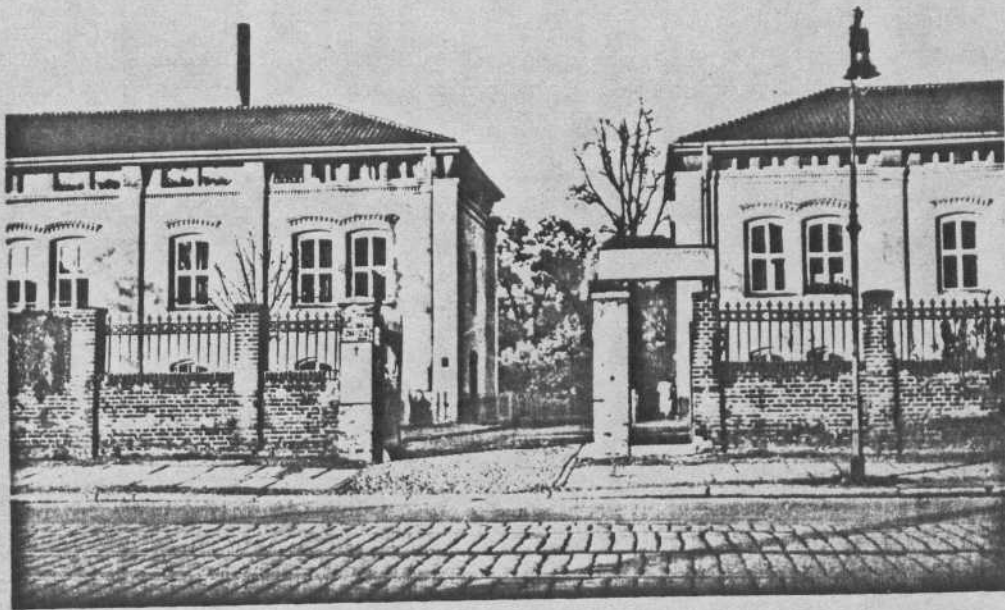
Geburtsklinik - rechts mit Kreißsaal & links Gossnerhaus  
mit „Leufzenderbrücke“ 1940



Dienst im Kreißsaal

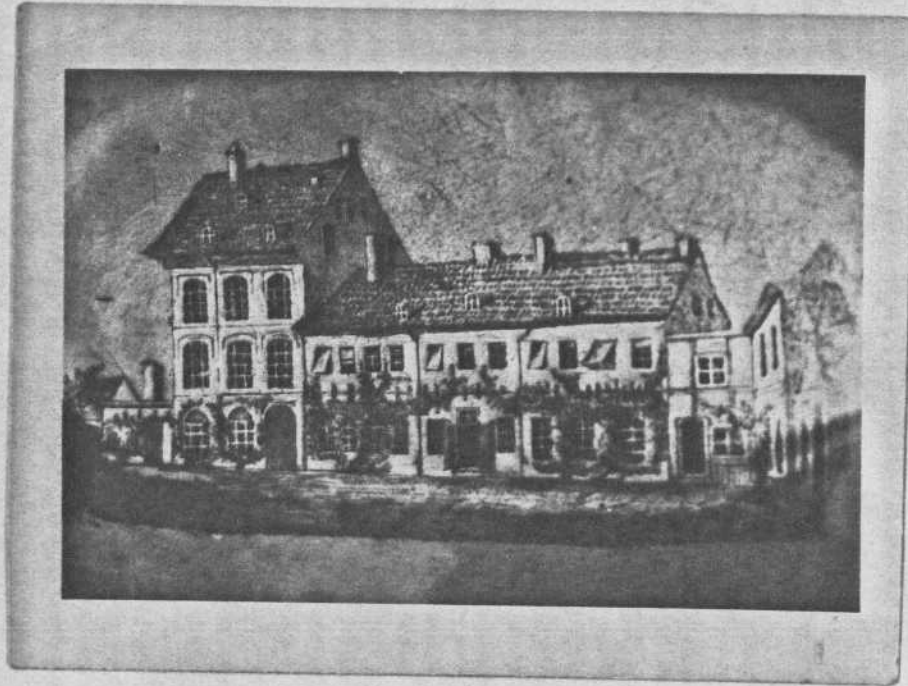


"Kranke heilen", 1 Wandtafel  
 (Verbraucht) des Speisesaales



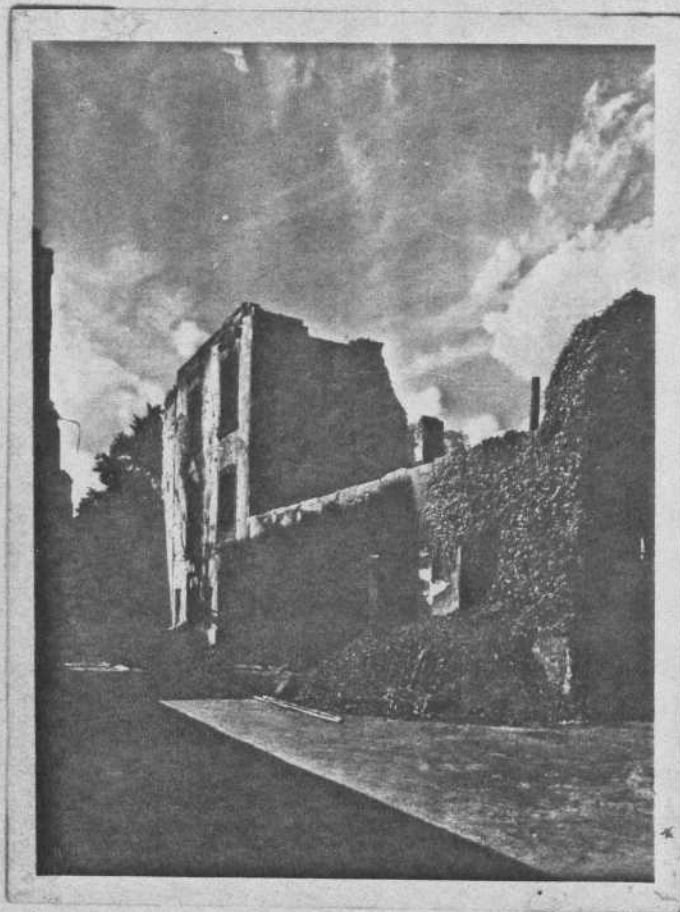
Elisabeth-Diakonissen und Krukenhauses  
 Neubau





Gossnerhaus, 1. Krankenhaus (in einer Porzellschale abgebildet) — 1837

„Urzelle“



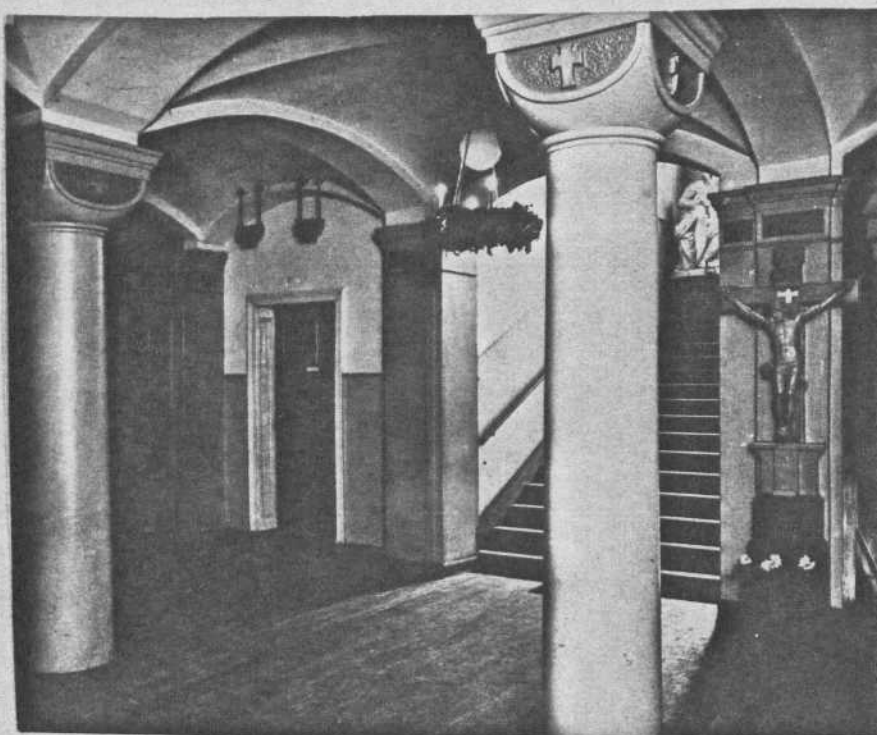
Trümmer des Gossnerhauses 1945

Die Bombe, die den Esssaal zertrümmerte, hat viel Kunstschätze mitgenommen, großwandgemälde, Holztafeln, die sechs „Werke der Barmherzigkeit“ darstellen nach Matthäus 25, 35. Hungernde speisen, Nackte kleiden, Durstige tränken, Gefangene besuchen, Kranke besuchen. — Auch die Röntgenstation verlor kostbare Röntgen-Hypothek. Aber ein Menschenleben war bisher nicht zu beklagen.

Dann kam das Ende des Krieges mit seinen Schrecken. Am 27. April 1945 war ein Blindgänger heruntergekommen, eine Bombe im Ausmaß  $\frac{1 \text{ mtr}}{2 \text{ mtr}}$ . Sie lag an der Schwingschüre der Pforte im Hoftrakt. Als sie am folgenden Tage erschöpft war und auf Brettern heruntergelassen werden sollte, kamen die ersten Russen in unser Haus. Es war der 28. April 1945, 15<sup>30</sup> Uhr. — Sie suchten von Stunde an immer nach Soldaten.

Wir saßen mit unseren Frauen — darunter 5 Kreißende — [doch blieben die Weiber immer aus unter Einwirkung des Erlebens] und den lieben Baby's im Luftschutzkeller des Haupthauses. Die ersten Russen, deutschsprachig, — wahrscheinlich Überläufer, — verteilten Fliegerschokolade an die jungen Frauen. Diese hatten im ganzen Kriege keine Schokolade gesehen und waren erleichtert ob der ersten Begegnung mit Russen. Aber das war





Hier lag der  
 Blindgänger

Die „Pforte“-Eingang zum Krbh.

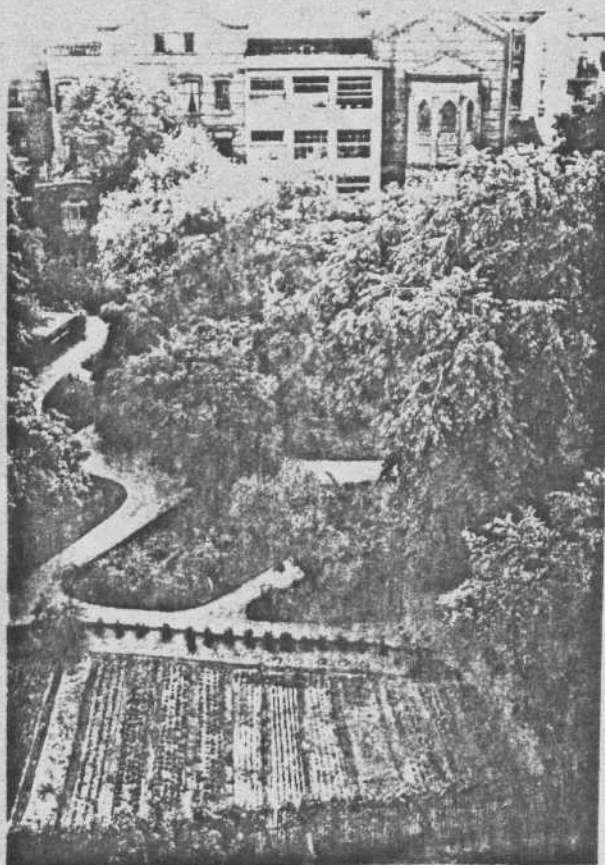


„Hagar“ - auf dem Treppenabsatz zur Krankenstation.

war ein Fortuna! Was danach kam und durch die Luftschuttkeller ging, angeführt von Komissoren war der Silvester aller Frauen. Da spielten sich erschütternde Szenen ab. Ulri, Ulri war das Eine, und „Fra Kumm“ war das Andere. Ich möchte vorwegnehmen, daß im ganzen Kriegsgeschehen untern Frauen und Kindern keine Leid geschehen ist!

Die Russen waren noch nicht lange da, da begann über unsern Köpfen — in den Operationsälen über uns und auf der ganzen Etage — ein Rumoren, als ob Kanonen aufgeföhren würden. Es waren aber keine Kanonen, sondern Phosphor- und Petroleum-Kanister. Und plötzlich — so heftigen Schwerkern, die es gesehen haben — schlugen aus allen Fenstern des großen Haupthauses helle Flammen. Man hatte alles über uns angezündet. Wir saßen da unten, hörten das Knistern, spürten den ätzenden Rauch, hörten den Knack des jetzt explodierenden Bombe Blindgängers, der die Kellerdecke einstürzen ließ und Phosphorspritzer frei machte, sodaß einige Insassen des Kellers leichte Phosphorverbrennungen hatten. 2 Menschen wurden verschüttet und unter oblung. Professor hatte einen Beinbruch erlitten durch Herabstürzen des Mauerwerks.

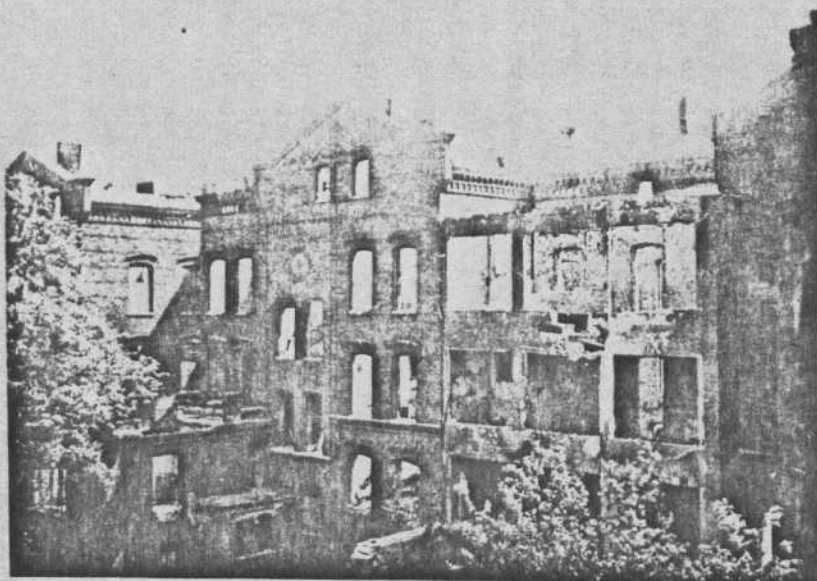


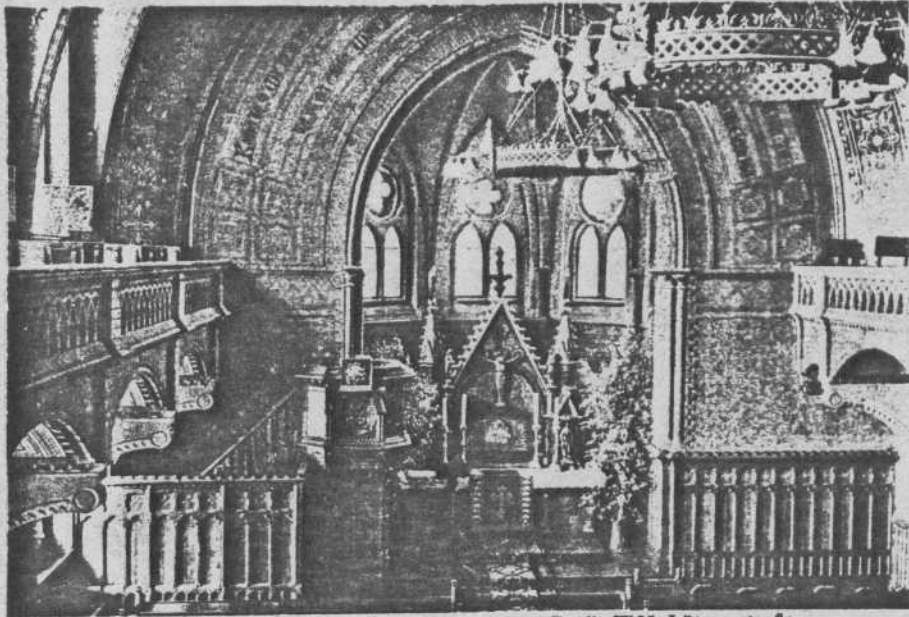


Haupthaus mit Gartengelände vor 1945.

mit

nach 1945

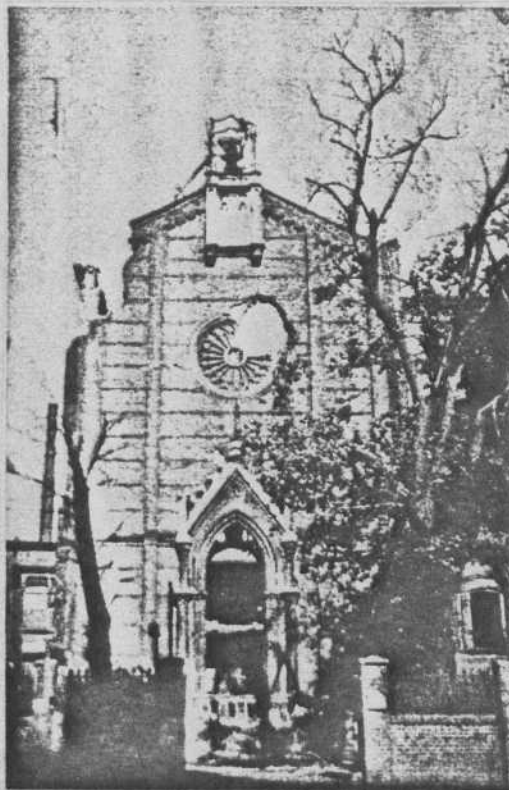




Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus, Berlin W 35, Lützowstraße

Gotteshaus vor der Zerbombung.

vor 1945



Nun ist ~~es~~ zerbombt und ausgebrannt.

i. J. 1945

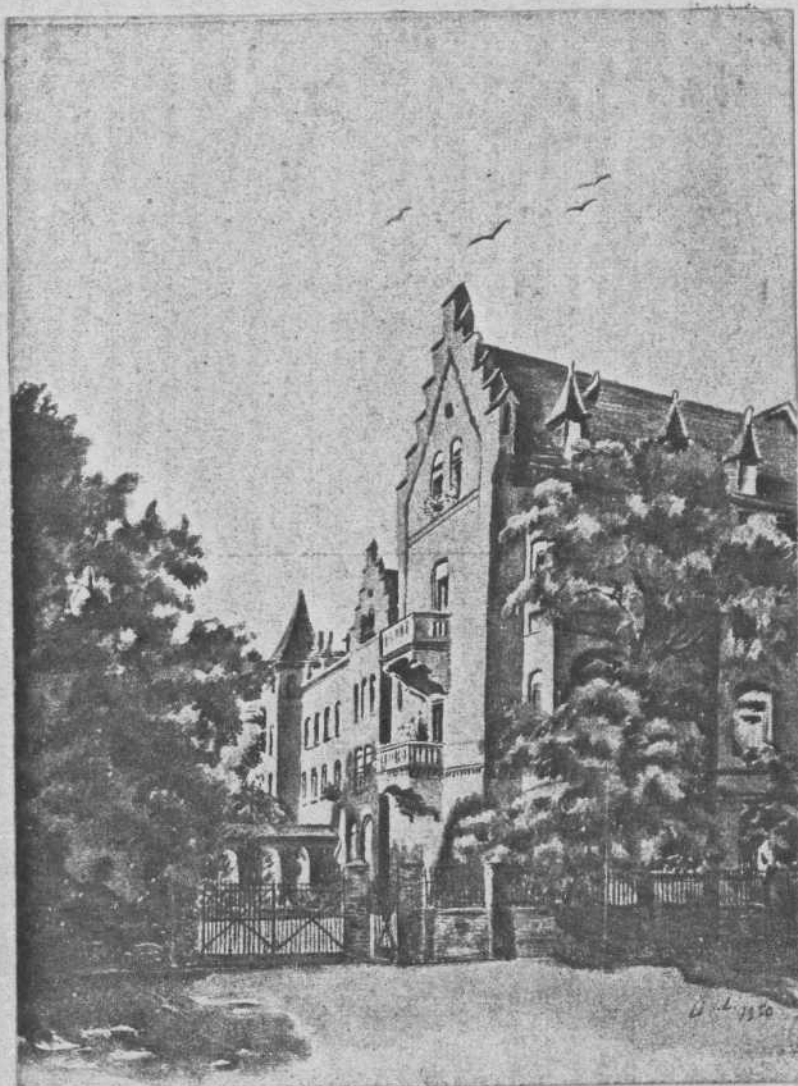


Wir eilten zum Ausgang hinaus in den nahe-  
 liegenden Keller des Pfarr- und Schwes-  
 tinnenhauses. Dieser Keller war kleiner und wir  
 saßen eng gedrängt zusammen, Männer und  
 Frauen, Anke und Schwester und die Babys.  
 (Das Haupthaus faßte 200 Kranke!!) Über uns immer  
 noch Bomben und Tieffliegerbeschuß — und in  
 den Räumen die durchziehenden Russen-  
 banden. Die Nacht verging, man kam so etwas  
 gar nicht richtig erleben; es rauschte gnädig an  
 einem vorüber. Die jungen Schwestern wur-  
 den als Kranke „frisier“, getarnt, mit Triangel-  
 verbänden, Kopfverbänden, Schienen an Armen  
 und Beinen, damit sie dem Zugriff der  
 Russen entgingen.

Wir waren im Kampfgebiet. In unserem Garten  
 hatten die Russen eine Stahlorgel aufgefah-  
 ren, die Orgeln beständig. Sie schossen zum O.K.H.  
 zum Oberkommando des Heeres in der Bendlerstraße  
 (jetzt Stauffenbergstraße) und die deutsche Artillerie  
 antwortete mit Verheerung und Geschossen  
 auf unser Gelände. Der „Bendler Block“, der ver-  
 teidigt wurde, ist heute „Gedenkstätte des 20. Juli“ —  
 der (Widerstandsbewegung zum Gedenken!)

Am nächsten Morgen, den 29. April 1945 — es war  
 der Sonntag Caritatis — mußten wir auch

Hier



Pfarrhaus und Schwesterhaus

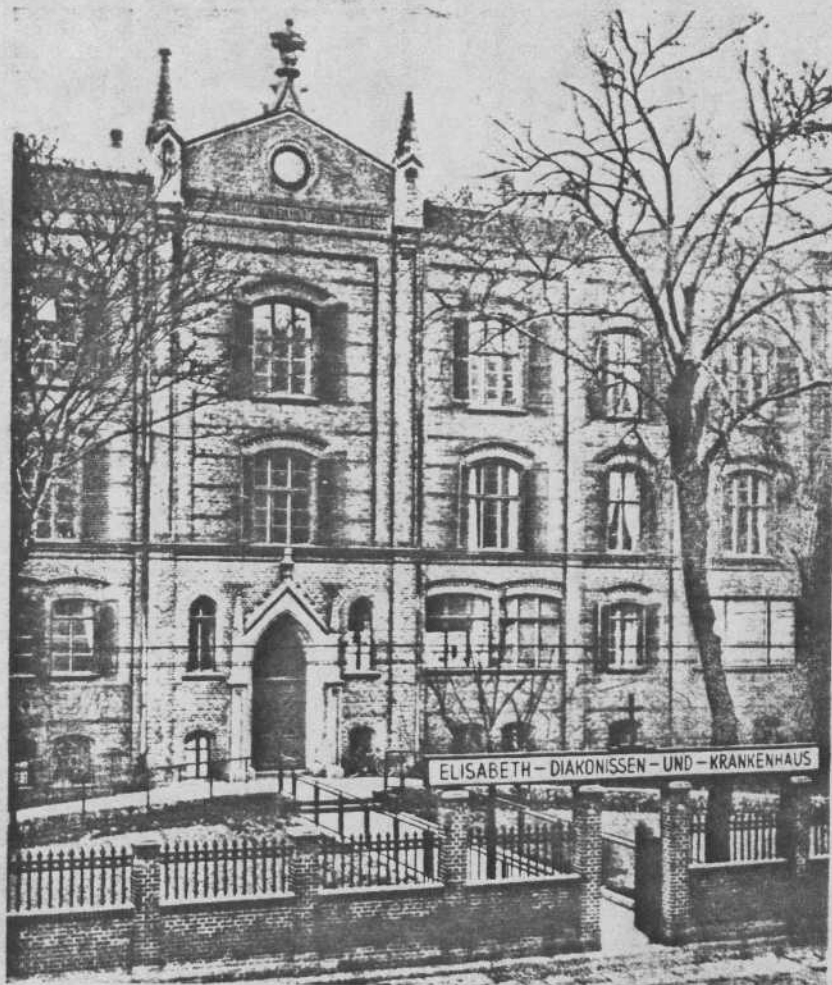


Diesen Keller raäumen, da er vom brennenden  
Kadishorhaus so verqualmt war, daß ein Bleiben  
nicht möglich war. Eine Gebärde, auf einer Bahre  
tragend - rechts und links die Russenbegleitung,  
die nach den schönsten Möbeln schielten,  
bei Pfeffliegerbeschuß und Russenkanonade,  
so zogen wir durch den ganzen Garten ins ab-  
gelegene Feierabendhaus am Solihelweger Ufer  
(damals hieß die Straße: Admiral von Kösterufer)

Im Parkette war eine interne Krankenabteilung und  
ein freies Beth. Hier wurde - kaum 5 Min. da - das  
Kindchen geboren. Es wollte zunächst nicht atmen,  
doch nach gründlicher Reinigung, Kopfschand und  
ein paar Klappen schrie es durch! Die jungen  
Schwestern hatten sich unter den Betten versteckt  
aus Angst vor den Russen, die da mitkamen.

Es war keine halbe Stunde vergangen, da rief  
die Hauschwester Gisela: „Das Haus brennt,  
wir müssen fort.“ Auch das Feierabendhaus  
ging schnell in Flammen auf. Eine Spritze! für  
die Kadigeburt, daß sie sich löste! und wieder  
ging es mit der Bahre, der lieben Wöchnerin,  
dem Kindchen in den nächsten, der einzig  
noch vorhandenen Keller der Privatsbation.

Hier saßen und lagen wir nun in unbe-  
schreiblicher Enge, Patienten, Ärzte (mit Familien)



Haupteingang 1937

*Elisabeth-Diakonissen und Krankenhaus*





Eingang der Geburtshilflichen Abteilung.

BarackeDas Feiernabendhaus vor 1945Feiernabendhaus

„und neues Leben blüht an die Ruinen“ 1945 ausgebrannt

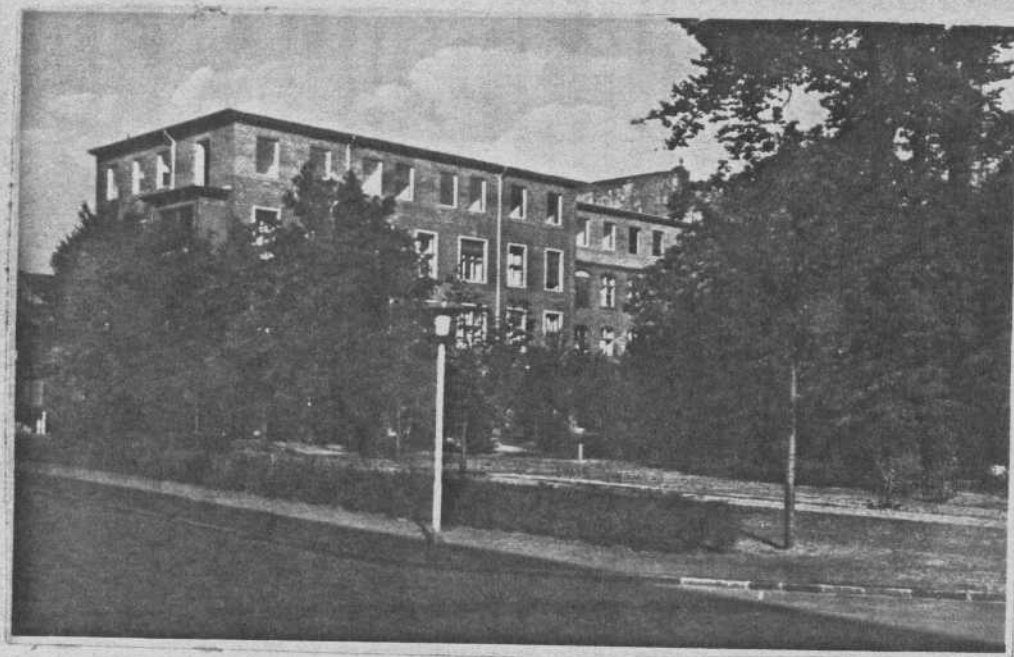


Familien) und das ganze Pflegepersonal des Elisabeth-Diakonissen und Krankenhauses. Es gab keine Fenster und kein Licht. Die kleinen Lichtstummel, die wir noch hüteten, um die Tee- und Milchfläschchen der Säuglinge zu wärmen, nahmen die Russen jedes Mal fort. Auch unter diesen Umständen wurde hier ein Kindchen geboren. Ich sah noch den Russen vor mir, der es nicht lassen konnte, selbst während der Entbindung die „antike“ Hebamme, Hmester Helena, von oben bis unten nach einer Uhr abzutasten.

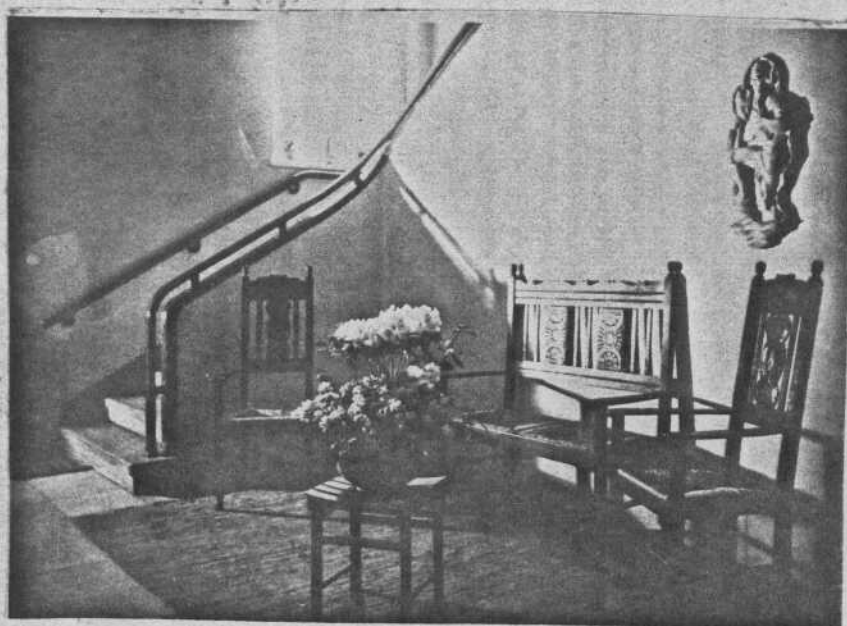
Im vorderen Teil des Kellers hatten die Russen ihren Gefechtsstand. Sie liefen <sup>zu Treppen</sup> auf und merkten und gingen in Deckung, sobald die deutsche Artillerie das Privathaus und das Gelände beschoß. Das Haus hatte viele Einschläge. So gingen die Tage dahin. Wir bekamen eine halbe Brot und etwas Tee am Tage als Ernährung.

Plötzlich kam ein Kommando von Russen: „Alle Zivilpersonen heraus.“ Ich hatte eine Gebärende in meiner Obhut, die alle 5 Minuten Wehen hatte. Sie drängte hinaus! - Man konnte nur noch annehmen, daß man uns in den Gassen trieb, um uns nieder zu schließen, denn das Ende des Krieges war nahe! So sammelte sich eine Gröppchen um mich. Die Gebärende, 2 Wöchnerinnen

3 Schwesken



Privat-Krankenhaus vor 1945



Eingang zum Privat-Kreis.



<sup>die</sup>  
 Schwestern, 2 Babys trugen, sowie ein Kleinkind, das  
 man der Mutter ins Kots. gebracht hatte. Meiner Geburts-  
 besteck mit allem zur Entbindung nötigen über  
 einer Schulter in einem Beutel getragen, am Arm  
 die kreisende Frau; umgeben von den Andern,  
 so zogen wir aus dem Keller herauf auf die Straße.  
 Die Russen schlossen hinter uns her. Es führte uns unser  
 Weg nach Heglitz zu einer Freundin der gehörenden  
 Frau. Wir gingen lange, lange, - alle 5 Min. stehen  
 bleibend - durch zertrümmerte Straßen der Stadt,  
 bis wir in Heglitz waren. Dort wehten schon weiße  
 Fahnen aus den Fenstern; es war hier kapituliert.  
 Die Freundin war da! Gott sei Dank! Sie meldete dem  
 russischen Kommissar, es seien „Flüchtlinge“ an-  
 gekommen. Er teilte uns eine freistehende Kazi-  
 wohnung zu. Dort fanden wir alles vor, was wir  
 brauchten; Betten, Bettwäsche, Liege und Sitz-  
 mölichkeiten. Auch brachte uns die gütige Frau  
 täglich Essen herunter, wobei sie sich mit einem  
 kurzen Klingelzeichen meldete. Aber das merkten die  
 dort „stationierten“ Mongolen, daß die Wohnung ge-  
 rufen lassen hatte und bald klingelten sie auch  
 so kurz und drangen, - trotz Hervor unser-  
 seits, herein. Ich hatte zu meiner kreisenden  
 gesagt: Wenn die Russen kommen, dann schreien  
 Sie laut. Und so geschah es. Die Tür wurde

abgeschlossen

stürmisch aufgerissen, ein Mongole stürmt herein! — ein lauter Schrei! — „Hospital?“ — ja „Hospital“ Tuberkulose! — er verschwand sofort, denn vor Ansteckung hatte das Volk große Angst. Seine Versuche, seine bösen Absichten unterweilig auszuführen, mißlangten. Von nun an wurde mit der Briefkastenklappe leise geklopft, wenn uns Essen gebracht wurde. Aber auch das hatten die Mongolen bemerkt. So verhielten wir uns müchmäuschen still, ließen die Galousien herunter, daß man denken mußte, die Wohnung sei unbesetzt. Von da an hatten wir Ruhe.

Nach einigen Tagen, — „Maria-Gloria“ — war längst geboren worden, sandten wir eine Friedensstaube aus — in Gestalt von Frau Charlotte Storch — um auszukundschaften, wie es im Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus stünde. Wir fürchteten das Schlimmste und waren erfreut, zu hören, daß auch dort Kapitulation und Friede war. Frau Anna, eine ältere Schwester, blieb bei der Wöchnerin und pflegte sie, bis sie so weit war, daß sie nach Hause gehen konnte. Dann kam auch sie zurück. Es gab ein dankbares Wiedersehen mit allen. Das Haus war nicht niedergebrannt, niemand war verletzt. ~~Schick~~ Kranke, die in dem Keller und auf den zugehen Fluren des Hauses lagen, — das keine Fenster und Türen hatte, — kamen in andere





Meiner lieben  
 Schwester Giesel  
 als liebes Andenken  
 von ihrer kleinen  
 Maria - Thona

Berlin - Schöneberg  
 den 28. 1. 1946

andere Krankenhäuser verlegt oder konnten  
entlassen werden. Auch unsere, noch ver-  
bliebenen Mütter und Kinder wurden abgeholt.  
5 Wochen mußten wir in dem Privathaus bleiben,  
da wir <sup>sonst</sup> keine Bleibe hatten, da die Russen das Pfarr-  
und Schwesterhaus besetzt hielten. Dort hatten sie  
alle Möbel durcheinander gewirbelt von oben nach  
unten, vom Pfarrhaus ins Schwesterhaus und um-  
gekehrt. Nur wie sah alles aus!! Bestimmt und verwüstet!  
Im Privathaus wurden die <sup>Haus</sup>Türen mit Brettern verma-  
gelt vor durchziehenden, eindringenden Russen-  
trupps wegen. Läuse- und Ruhrerkrankungen  
blieben nicht aus.

Ein erster Lichtblick kam, als Dr. Gesenius auftauchte.  
Er war zuletzt im St. Joseph-Krankenhaus verpflichtet  
worden und konnte sich nun freimachen. Er brachte  
Ordnung in das Chaos hinein; schaffte ein Pferd vom  
Russen herau und schlachtete es. Es gab nach langer  
Zeit ein Stück Braten: Pferdebraten! Es schmeckte  
köstlich! Es wurde eine Kochstelle auf dem Hof errichtet  
und - so weit vorhanden gab es auch etwas Warmes.  
Unsere eigentliche Tätigkeit - die Hebammenarbeit, -  
war total zerbrochen, das auch nichts übrigblieb,  
als die halb verschmodenen Instrumente in dem Keller  
des Haupthauses.

Eine junge Navire, Herr Professor Landvois, seine  
Frau



Frau und eine Patientin von ihm waren freiwillig aus dem Leben gegangen. Sie wurden mit 60 Teken, die von der Straße in unsere Leichenhalle gebracht waren, im Mittelstück unseres Gartens begraben von mutigen Schwestern und Männern unter Leitung von Dr. Gesevius.

Später, als die Zeiten sich normalisierten, mußten sie aus gesundheitlichen Gründen umgebetet werden.

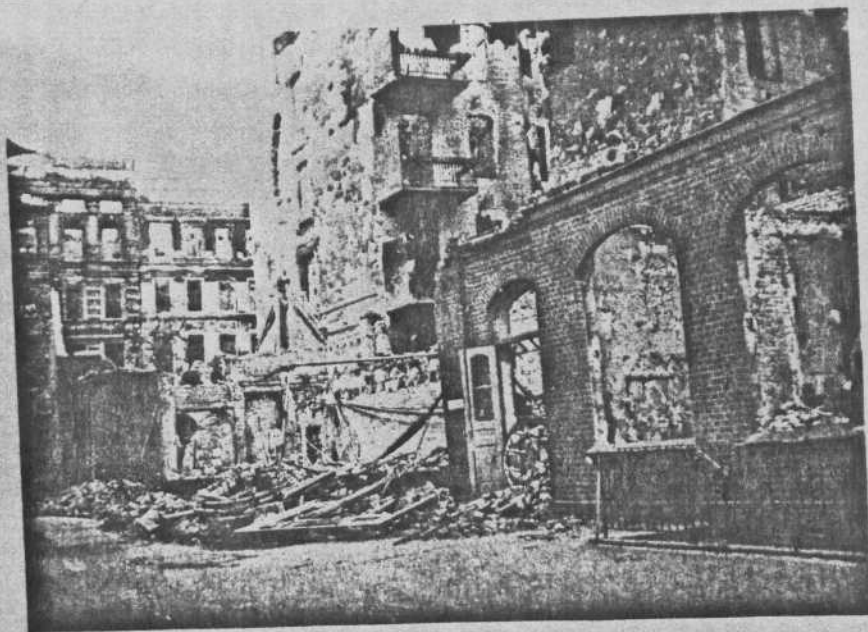
Es wurde viel hin und her überlegt: Wie soll es nun weiter gehen? Sollen wir Krackenkhaus bleiben? Hospital werden? Es blieben von den Gebäuden des Elis. Diak + Kolis. das Pfarr- und Schwesternhaus, das völlig verschlossene Privathaus und eine kleine Baracke stehen. 65% der Gebäude waren daheim. Eine geburtshilfliche Abteilung kam nicht mehr in Frage. [und so endete unsere Tätigkeit, die uns sehr viel Verantwortung, sehr viel Freude und ein erfülltes Leben im Dienst von anderen gebracht hatte.]

Kriegszeit ist Notzeit, ruhende Zeit. Dennoch möchte ich diese Erinnerungen ausklingen lassen mit dem frohlichen Dank gegen Gott: „Du weißt viel Not hat nicht der gnädige Gott ihren Arme Flügel gebreitet.“

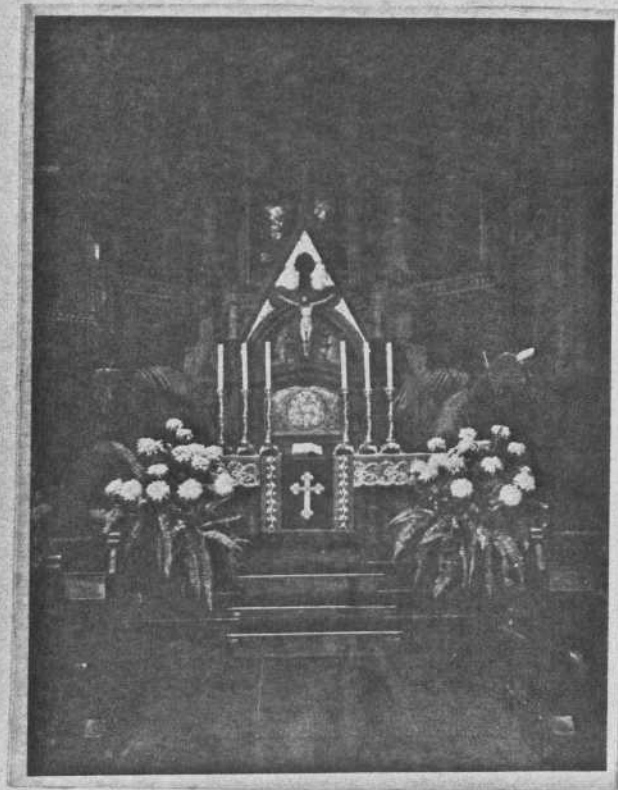
Ende



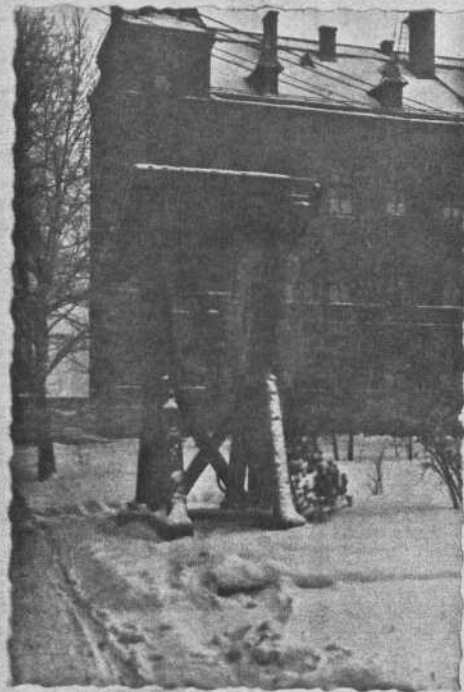
Wiederaufbau mit altem Balkon der Geburtsst. Abteilung







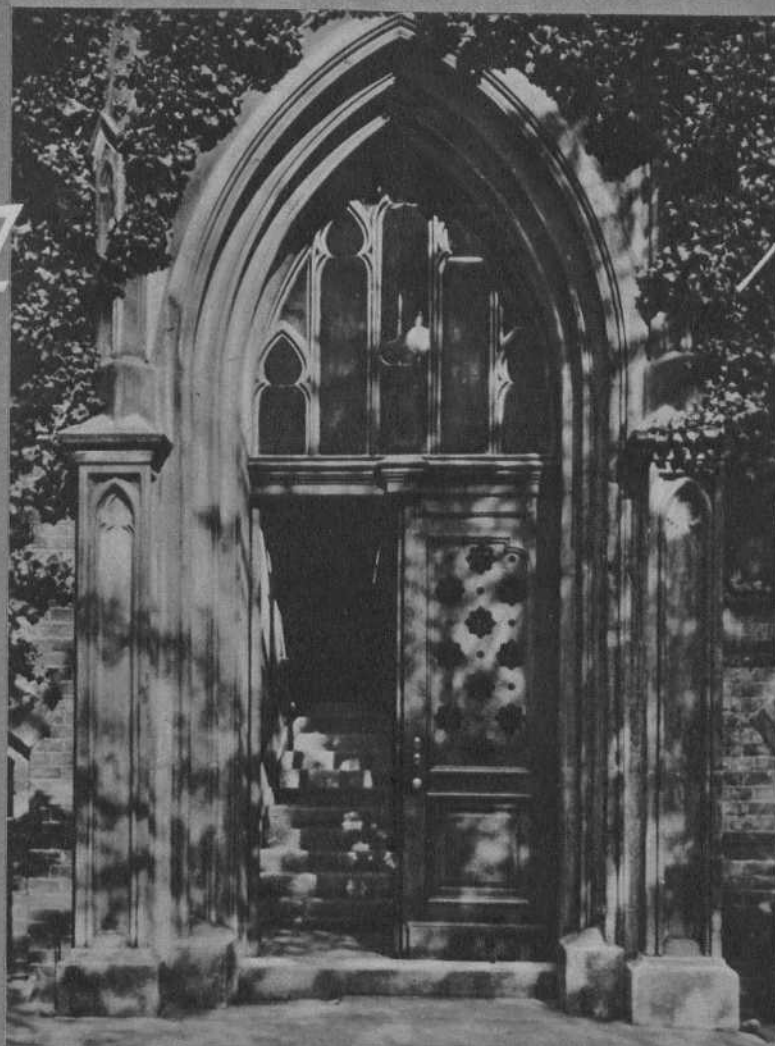
Altar der Kirche vor 1945



Kur eine einzige Glocke zeugt von entschundener  
 Pracht,  
 Läutet ihr „Glorie Dei“ zum Gottesdienst  
 mit Macht.

1837

1937



Elisabeth/  
Diakonissen- und  
Krankenhaus





# Johannes Evangelista Gossner

etwa im 50. Lebensjahr

Nach einer Kreidezeichnung

Das Titelblatt zeigt das Portal des jetzigen Elisabeth-Diakonissen- und-Krankenhauses

# Die Geschichte des Hauses

## I. Von der Gründung des Frauenkrankens-vereins bis zum Tode Gossners, 1833-1858

Am 23. Juli 1826 kniete in einer Dorfkirche Schlesiens ein ehemals katholischer Priester, Johannes Evangelist Gossner, am Altar, um zum erstenmal in seinem Leben das heilige Abendmahl in einer evangelischen Gemeinde zu feiern und damit seinen Übertritt zu unserer Kirche zu vollziehen.

War war er längst im Herzen evangelisch. Dreißig Jahre früher, als er noch Kaplan in seiner schwäbisch-bayerischen Heimat war, war in ihm der Glaube an Christus, so, wie die Schrift ihn lehrt, als eine lebendige Überzeugung zum Durchbruch gekommen. Großes hatte er schon vollbracht im Dienst seines himmlischen Königs. Unzählige Seelen hatte er Ihm zugeführt. Aber auch die Schmach Christi hatte er schon in reichem Maße zu tragen bekommen. Überall, wo er wirkte, war er durch die Organe seiner Kirche, in der zu bleiben er für seine Pflicht hielt, verfolgt worden. Seit 1824 völlig heimatlos geworden, weilte er die meiste Zeit bei Glaubensfreunden an den verschiedensten Orten unseres Vaterlandes, überall als geistlicher Berater und als Verkünder des Wortes Gottes im kleinen Kreise hochgeschätzt, und dennoch unbefriedigt ohne den Wirkungskreis eines festen Amtes. Da reiste in ihm

der Entschluß zum förmlichen Übertritt. Nach drei Jahren nochmaliger größter Schwierigkeiten wurde ihm endlich an der böhmisch-lutherischen Bethlehemskirche in Berlin ein Pfarramt zuteil. Gossner war damals 56 Jahre alt.

Eine Zeit rastlosen Arbeitens begann jetzt für den mit den reichsten Gaben ausgestatteten Mann, von dem Ströme des Segens ausgegangen sind. Was er als Prediger, was er als Seelsorger, was er vor allem als geistgesalbter Vater vollbrachte, wird erst die Ewigkeit in vollem Umfang ans Licht bringen. Es sind aber auch sichtbare Spuren seines Wirkens hier auf Erden zurückgeblieben. Dazu gehört unser Haus, das in diesem Jahre sein hundertjähriges Jubiläum feiern darf.

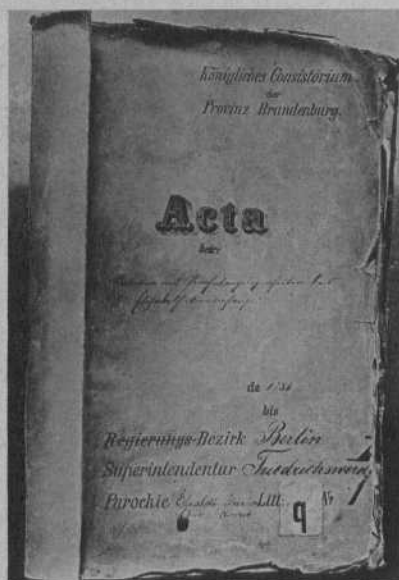
Eine große Zeit hatte Berlins Bevölkerung ein halbes Menschenalter vor Gossners Amtsantritt durchlebt. Die vaterländische Erhebung während der Freiheitskriege war noch in aller Erinnerung. Aber noch lastete der Bann des Rationalismus, der die menschliche Vernunft zum Maßstab aller Dinge machte, auf den Seelen der Menschen. Diesen Bann mit der Macht des Wortes Gottes zu brechen, war Gossner in Gemeinschaft mit andern an erster Stelle berufen. Viele kamen unter seiner Kanzel zur Erkenntnis des Heiles allein durch den Glauben an Christus. Eine herrliche Erweckung ging in jenen Tagen durch weite Kreise der Berliner Bevölkerung.



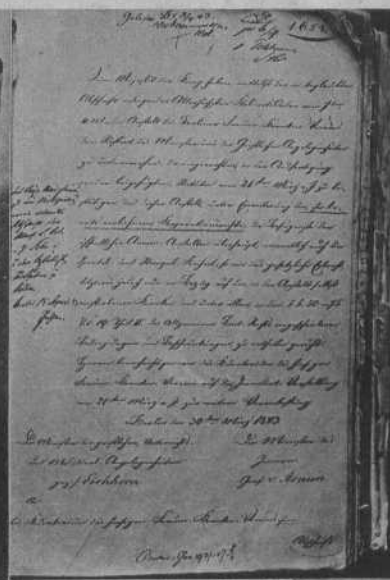
Vor dem Leipziger Tor

Nach einem alten Stich





Gründungsakte



Erlaß des Königs



Erlaß des Kgl. Consistoriums



Handschriften Gossners

Eines lag damals noch völlig im Argen: die sozialen Verhältnisse Berlins. Was Gossner hiervon berichtet, schildert ein Elend, das gen Himmel schrie. Er lernte dieses Elend auf den Wegen in seine Gemeinde gründlich kennen. Er fand es in Dachstuben und Kellern, als Elend einzelner und ganzer Familien. Und es war niemand da, der wirklich half. Wohl gab es eine „wohlthätige Armenkommission“, für die Gossner gelegentlich auch anerkennende Worte findet. Aber ihr Wirken reichte bei weitem nicht hin, um auch nur einigermaßen Durchgreifendes zu schaffen. In ihren Bodenkammern und Kellerlöchern siechten die Menschen, oft zum Gerippe abgemagert, dahin, ein Bild des Entsetzens für den, der erstmalig solche Stätte des Grauens betrat.

Da ließ Gossner sein zündendes Wort laut werden. Er war nicht der Mann, um zu solch schweren Versäumnissen, deren man sich hier schuldig gemacht hatte, zu schweigen. Er klagte an in seinen Predigten und rief es laut in die evangelische Bevölkerung Berlins hinein, daß nur der Glaube vor Gott bestünde, der in der Liebe tätig sei. Bereits im vierten Jahre seiner Berliner Tätigkeit hatte er so viel Einfluß gewonnen, daß er einen Männer- und einen Frauenkrankenverein gründen konnte, Vereinigungen zum Glauben erweckter Persönlichkeiten, die, von der Liebe Christi durchdrungen, es als heilige Pflicht in ihr Leben aufnahmen, dem Krankheitselend forschend nachzugehen und alles, was in ihren Kräften stand, zu energischer Hilfeleistung zu tun. Uns interessiert hier der Frauenkrankenverein, erstmalig zusammengetreten am 16. November 1833.

Es ist merkwürdig, wieviel Gegensätzliches oftmals in einer so reich gestalteten Persönlichkeit, wie Gossner sie war, beisammenliegt. Er ist sein ganzes Leben ein abgesagter Feind alles Organisierens gewesen. Er hatte immer Sorge, daß dabei das Beste, der lebendige, aus dem unmittelbaren Wirken des Geistes Gottes geborene Glaube, verlorengehe. Trotzdem war er selbst ein Meister der Organisation, was er in der Einrichtung und Leitung des Frauenkrankenvereins deutlich bewies. Er war sich darüber klar, daß zur eigentlichen Dienstleistung nur wirklich tief gegründete Persönlichkeiten zu gebrauchen seien, die aber hinter sich eine weit größere Zahl von Mitgliedern benötigten, welche Beiträge an Geld und Sachwerten leisteten. Die Stadt Berlin wurde in sechs Bezirke geteilt, deren jede eine Vorsteherin erhielt. Diese taten die Hauptarbeit, stellten aber je nach Bedürfnis aus der Zahl der andern Mitglieder Gehilfinnen ein. Alle vierzehn Tage versammelten sich die Bezirksvorsteherinnen, um ihre Erfahrungen auszutauschen. Außerdem vereinigte Gossner einmal im Monat den ganzen Verein im Saal der Brüdergemeinde. Im Mittelpunkt dieser Zusammenkünfte standen die Verkündung des Wortes Gottes und das Gebet. Es gelang Gossner auf diese Weise, die Organisation, die er geschaffen, vor Veräußerlichung zu bewahren. Daneben wurde die geschäftliche Seite nicht vernachlässigt. Dafür, daß rechnungsmäßig alles genügend kontrolliert wurde, war reichlich gesorgt.

Gossner vollbrachte eine Tat von weittragender Bedeutung, indem er der evangelischen Bevölkerung Berlins im Hinblick

auf ihre sozialen Pflichten das Gewissen schärfte. Es ist in dieser Hinsicht seitdem viel geschehen. Es darf aber nicht in Vergessenheit geraten, wo der Ausgangspunkt all dieser Bestrebungen lag und aus welchem Geiste sie hervorgegangen sind. Das Gedächtnis jener Frauen muß in Ehren bleiben, die den Mut fanden, als Pioniere den Weg in die Elendshöhlen zu machen, um dort als Träger der Liebe Christi zu erscheinen. Dankbarste Freude lösten diese Besuche aus, bei denen jene Frauen durchaus nicht nur mit äußeren Gaben, die ja auch nicht fehlten, sondern vor allem mit dem Trost des göttlichen Wortes dienten. In so manches erkaltete und verbitterte Herz drang ein Strahl der Liebe unseres Heilandes.

Es war Gossner ganz klar, daß es sich bei dem, was er bisher erreicht hatte, nur um Anfänge handeln konnte. Darum ließ schon in seinem ersten Bericht die Absicht durchklingen, „vorläufig eine Wohnung und, sobald die Kräfte hinreichen, ein Haus zu mieten, wo sie die Verlassenen und Elendesten aufnehmen und durch Wärterinnen, die die Liebe, nicht der Lohn treibt, pflegen lassen können“. Schon im folgenden Jahr durfte er berichten, der Wunsch sei „zum Teil in Erfüllung gegangen“. Am 8. Juli 1836 konnte man vor dem Leipziger

verlassen. Eine dieser Kranken lag, mit einem gichtischen Leiden behaftet, von Frost geschüttelt in einem Keller, an dessen Wänden das Wasser glänzte. Ihr Lager – denn ein Bett war es nicht zu nennen – war naß und kalt. Wir nahmen sie daher in unsere gemietete Krankenwohnung auf, und die Versekung dieser armen, verlassenen Kranken in ein besseres, reines Zimmer, in ein warmes Bett nebst gehöriger Pflege hat es bald möglich gemacht, daß sie völlig geheilt entlassen werden konnte.“ Auch ein Arzt, Dr. v. Arnim, fand sich, der sich bereit erklärte, die Kranken unentgeltlich zu behandeln.

Indessen, so groß die Freude über diese Neuerrungenschaft auch war, man war sich doch dessen bewußt, daß sie nur etwas Provisorisches darstellen konnte. Die Zahl der Kranken, die man gern untergebracht hätte, war viel zu groß, und der Hauswirt wollte nicht dulden, daß so viele Särge aus dem Haus getragen werden mußten, weil sich darüber die andern Mieter beschwerten. So wurde der Wunsch nach einem eigenen Haus immer größer. Und er ging schneller in Erfüllung, als man zu hoffen gewagt hatte. Bereits im Jahre 1837 fand sich ein passendes Grundstück vor dem Leipziger oder, wie man jetzt zu schreiben begann, vor dem Potsdamer Tor gelegen. Im Sep-



Königin Elisabeth,  
die langjährige  
Protektorin und  
Freundin des  
Hauses

König Friedrich  
Wilhelm IV. besucht  
das Krankenhaus



Tor in der Hirschelstraße, der jetzigen Saarlandstraße – wie es einmal heißt: „in einer entlegenen Gegend“ (!) – eine Etagenwohnung beziehen. Dorthin brachte man solche Kranke, die, nachdem sie einmal in Pflege genommen waren, nicht mit gutem Gewissen an der Stelle, wo sie sich befanden, gelassen werden konnten. Der Wohnungswechsel zu Michaeli war ein besonderer Anlaß dazu. „Zwei unserer Kranken waren bei diesem Wohnungswechsel ihrer Schlafwirte von diesen völlig

tember siedelte man über. Die feierliche Einweihung des neuen Heims fand am 10. Oktober 1837 statt. „Es ist das passendste, gelegenste Lokal, das wir finden und uns wünschen konnten. Es besteht in einem Wohnhaus, das für ein Krankenhaus so zweckmäßig gebaut ist, als wenn es gleich anfangs dazu bestimmt gewesen wäre usw.“ So schreibt Gossner im Jahresbericht 1837 mit sehr optimistischer Beurteilung des Hauses. Die Ansprüche, die wir heute an ein modernes Krankenhaus





Die Gestalt des Elisabeth-Krankenhauses in seinen Anfängen  
Nach einem alten Foto

stellen, kannte man damals noch nicht. Darum schütteln wir heute beim Anblick unseres „Gosnerhauses“, in dem jetzt die Probenschwestern wohnen und das wir als die Urzelle unseres Hauses hoch in Ehren halten, doch manchmal den Kopf, wenn wir an diese Worte Gosners denken. Man war eben damals wirklich sehr anspruchslos.

Es war ein großes Grundstück, das Gosner zugefallen war. Damals war alles ringsumher noch freies Land. Bei den Verkehrs- und Straßenverhältnissen jener Zeit war es gar nicht einfach, Kranke in dies Haus zu transportieren. Dr. v. Arnim hatte es nicht leicht, täglich hinauszugelangen und die Kranken zu versorgen. Und doch war man sich bewusst, einen großen Schritt vorwärts getan zu haben. Merkwürdig

schnell gelang die Bezahlung des keineswegs billigen Grundstücks. Es kostete 22 000 Taler, eine Summe, deren Höhe anfangs Gosner schwere Bedenken verursachte. Er wurde aber im Glauben aller Sorgen Herr und griff zu. Seines göttlichen Auftrages gewiß, vertraute er bestimmt, Gott werde ihm die nötigen Mittel darreichen. Und sein Glaube wurde nicht enttäuscht. König Friedrich Wilhelm III., der ihm schon öfters seine Gunst bewiesen hatte, schenkte 6000 Taler. Weitere 1000 Taler kamen unerwartet von einem auswärtigen Wohltäter. Es konnten 8200 Taler bei Abschluß des Kaufes bezahlt werden. Der Rest blieb einstweilen stehen. Es dauerte aber gar nicht lange, da war auch diese Summe bezahlt. Im Jahre 1839 wurde bereits ein bedeutender Erweiterungsbau, unser jetziges Schwesternhaus, fertiggestellt. Aber schon im Jahre 1840 konnte berichtet werden, daß alles bezahlt und das Grundstück schuldenfrei sei. So sichtbar ruhte Gottes Segen an dieser Arbeit, so wunderbar erhörte Gott die Gebete seines treuen Knechts. Der so geschaffene Gebäudekomplex, seit 1838 nach der Kronprinzessin und nachmaligen Königin Elisabeth-Krankenhaus benannt, bildete bis zu der 1866 erfolgten Einweihung des neuen großen Hauses an der Lützowstraße die Stätte, die als das erste evangelische Krankenhaus Berlins bezeichnet werden darf.

Wenn wir die damaligen Jahresberichte lesen, dann kann es uns fast wehmütig stimmen, daß es einmal eine Zeit gab, in der man es als selbstverständlich ansah, daß die Kranken völlig umsonst gepflegt wurden. Die wenigen Renten einiger Stadtarmen, die während der Versorgungszeit an das Krankenhaus gezahlt wurden, bildeten die einzige Ausnahme von der Regel, daß alles durch die Beiträge der Mitglieder bestritten wurde. Und diese flossen reichlich. Man hat eigentlich nie den Eindruck, daß Gosner je mit finanziellen Sorgen zu kämpfen gehabt



Frl. von Hochwächter  
erste Hausmutter bis 1857



Frl. von Wegern  
deren Nachfolgerin 1858–1867

hätte. Wohl brachte das schwere Jahr 1848 eine gewisse Ebbe. Für die nächsten Jahre ist ein Rückgang der Beiträge zu spüren, der vielleicht mit dem Fortzug einiger prominenter Familien aus Berlin zusammenhängt. Von einschneidender Bedeutung ist das aber nicht gewesen. Man erhielt genug, um auch die Stadtkranken, die nicht in das Krankenhaus aufgenommen, sondern nach wie vor durch die Damen des Vereins betreut wurden, mit Suppenmarken, Heizmaterial usw. zu versorgen. Letztere Arbeit trat im Zusammenhang mit dem Aufkommen der Parochialvereine mehr und mehr in den Hintergrund und hörte seit Gofners Tod ganz auf.

Gofners sehr originell und geistvoll geschriebenen Jahresberichte lassen erkennen, daß ihm das geistliche wie das leibliche Wohl seiner Kranken gleichermaßen am Herzen lag. Er selbst bemühte sich seelsorgerlich den Kranken, soweit irgend seine Zeit und Kraft es ihm gestattete. Im Jahre 1847 legte er sein Pfarramt an der Bethlehemskirche nieder. Seitdem gehörte sein ganzes Wirken der Heidenmission und seinem geliebten Krankenhaus. König Friedrich Wilhelm IV. hatte ihm zu dem Rücktritt von seinem Amt ein Schreiben zugesandt, das mit den Worten schließt: „Möge die Ruhe, welche Sie jetzt genießen, dazu beitragen, Ihnen ein friedliches Alter zu gewähren und Ihre Jahre zu verlängern.“ Aber Gofner gönnte sich keine Ruhe. Täglich machte er seinen Rundgang durch das Haus und widmete sich den Kranken. Gelegentlich eines Besuchs im Hause stellte sein König die Frage an ihn, ob er einen besonderen Wunsch habe, den er ihm gern erfüllen wollte. Die Antwort Gofners war: „Ja, ich habe einen großen, herzlichen Wunsch, ich wünsche, daß mein König einst die Krone des ewigen Lebens empfangen möge.“ Auch sonst amtierte Gofner noch in jenen Jahren in seinem Krankenhaus. Im Erdgeschoss des alten Teiles des Hauses war eine Kapelle eingerichtet

worden, wo er sonntäglich den Kranken, die aufstehen konnten, den Schwestern und einer sich dazufindenden Gemeinde Gottesdienst hielt. Da der Raum nur klein war, drängten sich die Menschen an den Türen und vor den geöffneten Fenstern im Garten. Daß ihm dies in seinen alten Tagen noch geschenkt war, brachte Licht in seinen sonst von mancherlei Krankheitsbeschwerden umdüsterten Lebensabend.

Nicht minder interessant sind die ärztlichen Berichte dieser ersten Jahre. Unser Haus war ja als Krankenhaus ursprünglich etwas anderes, als was es heute ist. Der innerste Beweggrund bei der Aufnahme der Kranken war der der barmherzigen Samariterliebe, die den Dürftigen nicht unversorgt liegen lassen kann. Natürlich verband sich sofort damit der Wille zur Heilung, aber der Gedanke der Versorgung stand zunächst im Vordergrund. Aus den Anfängen, die unser Haus nahm, hätte sich leicht auch ein Siechenhaus entwickeln können. Daß es das nicht wurde, sondern daß es sich zu einer Stätte des Pionierdienstes für das moderne Krankenhaus gestaltete, ist gewiß Gofners weitblickender Klugheit und seinem Zusammenwirken mit Dr. v. Arnim und anderen hilfsbereiten Ärzten zu danken. Von unserem Haus aus muß viel geschehen sein, um in der Berliner Bevölkerung Verständnis dafür zu schaffen, was sachgemäße Krankenhausbehandlung bedeutet. Es darf nicht vergessen werden, daß unser Haus ein gewichtiger Faktor gewesen ist, um die sozialhygienische Bedeutung, die das Krankenhaus im vergangenen Jahrhundert erlangt hat, mit zu erarbeiten.

Eigentümlich ist, daß in den Berichten Vater Gofners im ganzen sehr wenig von denen die Rede ist, die die Pflege in seinem Krankenhaus ausübten. Von den Kranken, von ihren Lebensschicksalen, von ihrer Einstellung gegenüber dem Worte Gottes, von Gesundwerden, von seligem Heimgehen erzählt er viel, dagegen ganz selten von den, wie er sich ausdrückt:



Pastor Karl Kuhlo 1868–1893



Gräfin Anna von Arnim  
erste Oberin 1867–1899



Oberin Auguste von Zedlitz  
1899–1919



Oberin Elli von Heintze  
1919–1921



Ein Blick aus dem Fenster  
des Haupthauses auf die  
1935 erbaute Privatstation



Eingang zum Haupthaus



„Wärterinnen, Pflegerinnen, Dienerinnen oder, wenn man fremde Namen will, Diakonissen“. Gelegentlich erwähnt er Erkrankungen von Schwestern. Einmal rühmt er die Engselgeduld, mit der sie die unleidlichsten Kranken ertrügen. Aber das sind ganz vereinzelte Fälle. Im allgemeinen kommen die Schwestern in den Berichten nicht vor. Es war Gossner eben selbstverständlich, daß man dem Herrn mit Freuden dient und daß man sich in solchem Dienst verzehrt. Wie sehr er das Wesen der Diakonie erfaßt hatte, wie hoch er von ihr dachte, so daß auch er durchaus mit zu den Vätern der weiblichen Diakonie gerechnet werden muß, das zeigen die von ihm verfaßten Aufnahmebedingungen aus dem Jahre 1844 und seine Anweisung: „Wie müssen christliche Krankenpflegerinnen oder evangelische barmherzige Schwestern beschaffen sein?“ Er erwartete von ihnen nichts anderes, als was auch Gliedner von seinen Diakonissen verlangt hat. Ein tiefer Ernst durchzieht diese Anweisung. Aber Gossner ging, wie stets, so auch in diesem Stücke selbständig vor und hielt sich nicht an das Vorbild von Kaiserswerth. Die Schwestern im Elisabethkrankenhaus der damaligen Zeit waren der Sache nach unzweifelhaft Diakonissen. Es führt noch eine lebendige Tradition von den letzten von Vater Gossner eingesegneten Schwestern zu uns. Die im Jahre 1901 verstorbene Schwester Ernestine Maß haben noch viele unserer Feierabendhauschwestern gekannt und aus ihrem Mund vernommen, wie streng zu Gossners Zeiten die Schwestern gehalten wurden, wie genau zum Beispiel ihre Lektüre überwacht wurde. Wie einfach damals alles zugeing, wie schlicht sich vor allem die



Treppenhaus  
der Privatstation

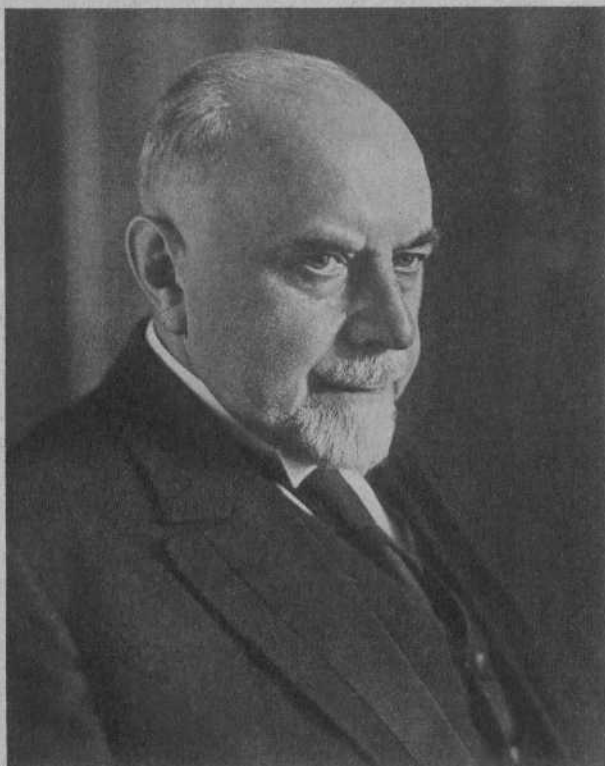
Unsere Kirche im  
Weihnachtsschmuck

gottesdienstlichen Feiern, auch die Einsegnungsfeiern vollzogen, haben wir durch diese Tradition erfahren. Eine Diakonissengemeinschaft war also, ihrer inneren Qualität nach, die damalige Schwesternschaft unseres Hauses ganz gewiß. Trotzdem müssen wir sagen: das Ganze war noch kein Mutterhaus. Das geht aus folgendem hervor: Mit Freuden gab Gofner ausgebildete Pflegerinnen ab, sei es auf irgendwelche Posten im Lande, wo ihr Dienst gebraucht wurde, sei es in den Dienst der Heidenmission. Darüber, wie er diese Schwestern in einer festen Verbindung mit dem Haus erhalten könnte, machte er sich keine Gedanken. Er selbst blieb zwar durch einen mehr oder weniger intensiven Briefwechsel mit ihnen verbunden, für das Haus aber kamen sie nicht mehr in Betracht. Im Bericht von Gofners Todesjahr finden sich die Worte: „Von den 160 Schwestern, die seit der Entstehung der Anstalt im Elisabethkrankenhaus gearbeitet haben, sind noch 13 da.“ Nur vier waren gestorben, die andern hatte man getrost abgegeben. So wenig beherrschte Gofner noch der Gedanke an die Bildung eines Mutterhauses.

II. Unter Büchfels Führung von 1858 bis 1867  
Am 30. März 1858 schloß Gofner die Augen. Im Bericht dieses Jahres heißt es, wohl von Büchfels Hand geschrieben: „Unter sehr großen leiblichen Schmerzen ging er hinüber, aber unerschütterlich fest in seinem Glauben. Sein Tod und Begräbnis fanden eine kaum zu erwartende Teilnahme. Der alte Gofner hat seinen Namen so tief in die Lebensgeschichte vieler eingeschrieben, daß die Bethlehemskirche kaum das Trauergefolge fassen konnte.“ Weiter wird von Gofners „fester und







Generalsuperintendent D. Ernst Vits, Vorsitzender des Kuratoriums

energischer Hand“ gesprochen und von dem „durchaus monarchischen Regiment“, das er führte. Er muß also wohl alles Wesentliche selbst bestimmt haben. Trotzdem hatte er in sehr kluger Weise von den ersten Anfängen an Kuratoren zur Mitarbeit berufen und viel Verantwortung in ihre Hände gelegt. Die ersten Satzungen von 1842 weisen ihnen bedeutende Pflichten zu. Es erwies sich nun nach seinem Tode als ein großer Segen, daß eine solche Körperschaft vorhanden war, die jetzt zunächst einmal die Verantwortung für die Arbeit und die Sorge für den Fortbestand des Werkes auf sich zu nehmen vermochte, vor allem, da es gelang, wiederum eine bedeutende Kraft an die Spitze dieses Personentzuges zu bringen, nämlich den für das kirchliche Leben Berlins so verdienten General-Superintendenten Carl Büchel, Pfarrer an der St.-Matthäi-Kirche. Unser Haus wurde, soweit menschliche Einsicht etwas nachprüfen kann, in jenem kritischen Augenblick dadurch gerettet, daß Büchel die Leitung der Geschicke der Anstalt fest in die Hand nahm. Erschwerend kam damals hinzu, daß das Haus keine Vorsteherin hatte. Fräulein von Hochwächter, die „langjährige Mutter und Mitstifterin des Hauses“, hatte sich im Jahre 1857 von der Leitung zurückgezogen. Eine neue

Vorsteherin zu finden, war keineswegs leicht. Büchel mußte lange suchen, bis er schreiben konnte: „Endlich ist es uns gelungen, in Fräulein von Wegeren dem Haus eine neue Mutter zu geben, und unsere Herzen sind mit Dank gegen Gott erfüllt.“ Nun kam es aber auch darauf an, „den Kranken eine geistige Pflege und dem Hause den regelmäßigen Hausgottesdienst zu erhalten, ohne die feststehenden Ausgaben zu sehr zu erhöhen“. Bei der innigen Verbindung, die von Anfang an die Gohrner'sche Mission mit dem Elisabethkrankenhaus hatte, schien es der gewiesene Weg, die Leitung beider Arbeitsgebiete auch nach dem Tode des großen Stifters in die Hände eines Mannes zu legen. In der Person eines der ersten Gohrner'schen Missionare, des Predigers Prochnow, hatte man den Mann gefunden, den man suchte.

Prochnow nahm es mit der geistlichen Versorgung der Hausgemeinde und der Kranken sehr ernst. In dem Bericht von 1860 heißt es: „Der Hausgeistliche hält außer dem sonntäglichen öffentlichen Gottesdienst seine täglichen Bibel- und Katechismusstunden, woran zunächst die Schwestern, aber auch die Rekonvaleszenten teilnehmen. Er geht durch die Krankensäle hindurch, spricht mit jeder einzelnen Kranken über ihr Seelenheil eingehend und sucht die Sterbenden zuzubereiten zu einem seligen Abschied aus dieser Welt.“ In jedem Bericht wird in dieser Zeit am Schluß außer auf die gottesdienstlichen Versammlungen des Sonntages auch auf die täglich stattfindenden Bibelstunden hingewiesen. Auf welcher intensiven Arbeit läßt das schließen!

Außerlich ging es in jenen Jahren entschieden vorwärts. Das Haus erhielt verschiedene Vermächtnisse, ein sogenanntes Dienstbotenabonnement wurde eingerichtet, das lange bestand und später noch mehr ausgestaltet wurde. Man baute Einzelschlafstätten für Selbstzahler und Pensionäre aus. Eine Kinderstation wurde eingerichtet. Wie leicht es sich in jenen Jahren wirtschaftete, möge eine Notiz aus dem Jahre 1863 zeigen: „Die Ausgaben des Hauses sind verhältnismäßig nicht hoch. Der Lohn beschränkt sich auf den für den Hausdiener, den Boten, für die Wärterinnen“ usw.“

Die Entwicklung zu einem Diakonissen-Mutterhaus bahnte sich an. Zu einem solchen gehören nun einmal Außenstationen. Ein Anlauf dazu wurde in jenen Jahren genommen, indem 1862 drei Schwestern nach Wernigerode entsandt worden. 1863 folgte eine Ausfendung nach Ilseburg. Auch in der St.-Matthäi-Gemeinde verrichteten Schwestern vom Hause aus Pflegedienste. Es hatten aber die in dieser Zeit begonnenen Außenarbeiten keinen Bestand. Die genannten Schwestern wurden wieder zurückgezogen. Wir zählen daher unsere Außenstationen erst von der Zeit ab, wo die Konstituierung des Mutterhauses perfekt war.

Immerhin, ein Anfang war gemacht. Auch sonst drängte die Entwicklung auf die Ausgestaltung des Mutterhauses hin. 1864

\* Soll wohl heißen „Aufwärterinnen“.

findet sich zum erstenmal am Schluß des Jahresberichts eine „Aufforderung und Bitte um Eintritt in den Diakonissenberuf“. Hier wird also ausdrücklich das Wort „Diakonisse“ gebraucht. Auch heißt es darin: „Die bei uns Eintretenden haben an unserm Haus ein Mutterhaus, das stets für sie nach allen Bedürfnissen sorgt und ihnen eine sichere und durch die Gemeinschaft mit liebenden Schwestern recht wohlthuende Heimat darbietet.“ Bedeutsam ist auch, daß es am Schluß heißt: „Meldungen geschehen an die Frau Oberin im Elisabethkrankenhaus oder an den Prediger Pastor Prochnow.“ Hier finden wir also zum erstenmal das Wort „Frau Oberin“. In den Statuten von 1842 hatte es geheißen: „In dem Krankenhaus wird künftig eine Oberaufseherin angestellt und bleibt die Wahl derselben noch vorbehalten.“ Fräulein von Hochwächter ist alsdann „Vorsteherin des Elisabethkrankenhauses“. Manchmal findet sich auch der Name „Mutter“. Fräulein von Wegern heißt in den Berichten zunächst „Hausmutter“, zuletzt aber ist von ihr nur noch als „Frau Oberin“ die Rede. Die dankbaren Briefe der 1866 bei uns Verpflegten beginnen mit den Worten: „Wohlgeborene Frau Oberin“ oder „Ehrwürdige Frau Oberin“. Wir sehen: Es hatte sich ein Wandel vollzogen, die Gestaltung des Diakonissen-Mutterhauses war auf dem Wege.



Frau Oberin Emma von Bunsen



Pastor Freiherr Werner von Rotenhan

Das Ereignis in dieser Periode, dem am meisten bleibende Bedeutung zukommt, ist der Bau des neuen Krankenhauses, unseres jetzigen Haupthauses, das seitdem den Mittelpunkt aller bei uns geschehenden Arbeit gebildet hat und noch bildet.\* Das alte Haus hatte sich im Laufe der Zeit, wo Berlin nach Westen zu sich immer mehr vergrößerte, als zu klein erwiesen. So wurde der Neubau beschlossen, eine Frucht langer Beratungen des Kuratoriums unter Büchfels zielbewußter Führung. Seinem Einfluß ist es wohl zu danken, daß wirklich großzügig gebaut wurde. Denken wir allein an die Ausmaße unserer Kirche. Wenn Büchfel nur an die damalige Schwesternzahl gedacht hätte, dann wäre ein viel kleineres Gotteshaus eingebaut worden. Aber er rechnete mit Wachstum, und die weitere Entwicklung hat ihm ja durchaus recht gegeben. Was hätte unserm Haus in den Jahren, wo Kublo seine geistgesalbten Predigten hielt und wo sonntäglich ein Strom von auswärtigen Gottesdienstbesuchern bei uns hereinklutete, eine kleine Kirche genügt! So entstand ein Gotteshaus, für das seitdem jede Schwesterngeneration dankbar gewesen ist. Auch sonst bedeutete unser Haus mit seinem geräumigen Treppenhaus, mit seinen breiten Korridoren, mit seinen stattlichen Krankensälen und mit seinem schönen Schwesternsaal für die damalige Zeit eine großzügige

\* Vgl. Rückseite dieses Heftes.



Schöpfung. Gewiß mußte im Laufe der Zeit Vieles modernisiert werden, und wir sind damit noch nicht am Ende. Daß aber so viel eingebaut und umgeändert werden konnte, war nur möglich bei einem so weitläufig angelegten Haus mit dicken und festen Mauern. Fahrstühle sind mit der Zeit eingebaut worden. Mit unsern inzwischen entstandenen Operationssälen können wir uns vor dem kritischsten Auge eines auch noch so sehr verwöhnten Chirurgen getrost sehen lassen. Nur mit Dank und Hochachtung können wir an die Mitglieder des damaligen Kuratoriums denken, die diesen Bau beschloßen und in die Wege geleitet haben, auch des Baumeisters, des Geheimen Oberbaurats Hesse. Freilich, es war alles nur möglich geworden um den Preis, daß ein wesentlicher Teil des bis dahin recht ansehnlichen Anstaltsgrundstücks zu Baustellen verkauft worden war. So schmerzlich das war — aufzuhalten war diese Entwicklung nicht. Es ist uns immer noch ein recht schöner Garten geblieben, viel schöner und größer, als diejenigen vermuten, die unser Haus im Vorbeigehen von der Lützowstraße aus sehen. Der ansehnliche Kaufpreis wurde also für den Neubau verwendet. Der König, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., spendete zu dem Bau 5000 Taler. Außerdem war noch ein angesammeltes Reservekapital mitverwendet worden. Die Grundsteinlegung (24. Oktober 1865) und die Weihe der Kirche und des neuen Krankenhauses (2. Juli



Die Diätküche

1867) sind in den Berichten ausführlich beschrieben. Es müssen erhebende Feierstunden gewesen sein. Die Grundsteinlegung fand an der Stelle statt, wo in der Kirche hernach der Altar zu stehen kam. Die Protetktorin des Hauses, Königinwitwe Elisabeth, und der König taten die ersten Hammerschläge.

Die Kriegerereignisse des Jahres 1866 hatten auch auf das Ergehen unseres Hauses Einfluß. Auf eine Aufforderung des Kanzlers des Johanniterordens hin beteiligten sich fünf Schwestern an der Verwundetenpflege. Sie fanden ihr Arbeitsfeld in dem zu einem Kriegslazarett eingerichteten Kadettenhaus in Dresden, wo sie bis in den November hinein blieben. Gar zu gern hätte unser Kuratorium das im Juni 1866 im wesentlichen schon fertig dastehende neue Haus für die Verwundetenpflege zur Verfügung gestellt. Da aber jegliche innere Einrichtung noch fehlte, so wurde davon Abstand genommen. Statt dessen wurde der neuere Teil des bisherigen Krankenhauses, unser jetziges Schwesternhaus, dazu hergegeben. Die Zahl der Zivilkranken mußte wesentlich beschränkt und die Kinderstation ganz aufgegeben werden. 140 verwundete und kranke Soldaten wurden damals bei uns versorgt.

Die Leitung der Übersiedlung vom alten in das neue Haus war das letzte Werk der Frau Oberin von Wegern. Am 2. Oktober 1867 schied sie aus ihrem Amt, weil ihr Gesundheitszustand ein Verbleiben in demselben nicht mehr erlaubte. Das Kuratorium wählte nun Gräfin Anna von Arnim-Blumberg als neue Oberin. Am 1. November 1867 wurde sie durch den Generalsuperintendenten Büchsel feierlich eingeführt. Kurz vorher war Pastor Prochnow an die St.-Johannis-Kirche in Moabit berufen und durch Pastor Ansförge, ebenfalls einen früheren Gossnerschen Missionar, ersetzt worden. Indessen zeigte es sich bald, daß nunmehr die bisherige Vereinigung beider Ämter, der Leitung des Missionshauses und der seelsorgerlichen Betreuung des Krankenhauses, nicht mehr möglich war. Die Zahl der Kranken hatte sich durch den Neubau fast verdoppelt. So wurde denn die Anstellung eines eigenen Hausgeistlichen beschlossen, während Pastor Ansförge fortan ausschließlich den Dienst am Missionshaus übernahm. Nachdem das Königliche Consistorium der Anstalt die Rechte einer besonderen Pfarodie erteilt, und nachdem die Schwierigkeit, daß man im alten Statut die Stellung einer Oberin und eines eigenen Hausgeistlichen nicht vorgesehen hatte, überwunden war, wurde der Pastor Karl Kuhl, bisher Pfarrer in Waldorf in der Grafschaft Ravensberg, berufen und am 12. Juli 1868 in sein neues Amt eingeführt.

### III. Unter der Leitung der Frau Oberin Gräfin von Arnim, 1867—1899

Es war ein außerordentlich glücklicher Griff, den Büchsel tat, indem er Gräfin Anna von Arnim, die er als seine frühere Konfirmandin kannte, zur Oberin unseres Hauses berief. Ein

Menschenalter hat sie in Gemeinschaft mit Pastor Kuhlo das Haus geleitet. An diese Zeit denken unsere Feierabendschwestern mit innigster Dankbarkeit zurück. In diesen Jahren hat sich unser Haus zum Diakonissen-Mutterhaus ausgestaltet. Es wuchs die Schwesternschaft an Zahl. Fast in jedem Jahr konnte eine neue Außenstation übernommen werden. Aber auch innerlich wurde die Schwesternschaft fest gegründet. Frau Oberin sorgte für feste Ordnungen und war den Schwestern eine treuliebende Mutter, und Pastor Kuhlo war ihnen ein Seelsorger von Gottes Gnaden.

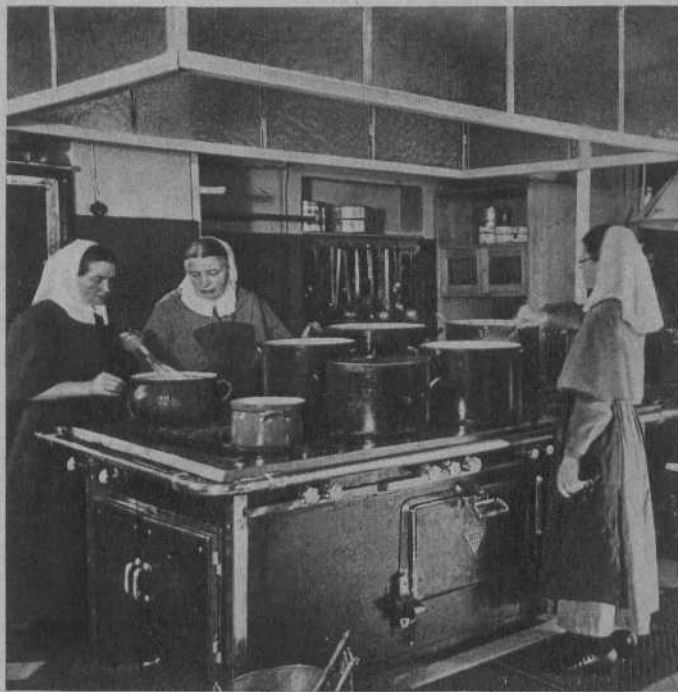
Es war nicht von ungefähr, daß diese beiden Persönlichkeiten an dieser Stelle sich zusammenfanden. Sie kannten sich schon seit mehreren Jahren. Kuhlo war im Hause des Grafen Arnim Hauslehrer gewesen. Dort hatte er der bedeutenden jüngeren Gräfin Anna schon den Weg zum Glauben an Christus weisen dürfen. Es war also von Anfang an Glaubensgemeinschaft, was Gräfin Anna und Kuhlo miteinander verband. Der eigentliche Führer zu Christus wurde ihr Büchel im Konfirmandenunterricht.

Kuhlo war der Sohn eines westfälischen Kantors aus dem Ravensberger Lande. Christliche Tradition und Liebe zur Musik waren Erbgüter seines elterlichen Hauses. Als Glied eines achtköpfigen Geschwisterkreises wuchs er auf. Auf der Universität saß er in Halle zu Tholufs und in Berlin zu Hengstenbergs und Neanders Füßen. Mehr noch als Tholuf hat Hengstenberg ihn beeinflusst. Er ist durch ihn für das konfessionelle Luthertum gewonnen worden. Kuhlo hat sich stets als bewusster Lutheraner gefühlt. Er hat aber dabei nie den starken pietistischen Einschlag verleugnet, den die Frömmigkeit seiner Ravensberger Heimat ihm vermittelt hatte. Gerade in seinen Jugendjahren wurde diese durch jene herrliche Erweckungsbewegung gesegnet, deren Spuren dort heute noch wahrnehmbar sind. Den Geist jener Erweckung hat Kuhlo in vollem Maße in sich aufgenommen. Daher stammte die tiefe Innerlichkeit seiner Frömmigkeit. Noch ein Drittes hatte gestaltend auf seine Entwicklung gewirkt: die Gregorianische Musik und die Weisen Palästrinas, die er während seiner Hauslehrerzeit in Rom zu hören und zu studieren Gelegenheit hatte. Hier hatte seine, der musica sacra so zugängliche Seele etwas in sich aufgenommen, was noch reiche Früchte tragen sollte.

Als Büchel an Gräfin Anna von Arnim mit der Bitte herantrat, das Amt einer Oberin an unserm Hause zu übernehmen, da willigte sie ein unter der Bedingung, daß sie den Pastor sich wählen dürfe, der an ihre Seite treten sollte. Nachdem es ihr zugestanden war, nannte sie Pastor Kuhlo. Das Kuratorium ging darauf ein und ließ einen Ruf an ihn ergehen. Der Entschluß, ja zu sagen, fiel ihm nicht leicht. Seine Arbeit war nach 17jähriger Wirksamkeit in der Gemeinde Waldorf gerade so weit gediehen, daß er nun die Früchte pflücken zu können hoffte. Mit voller Seele hing er an seiner westfälischen Heimat.

Der neue Wirkungskreis schien innerlich so weit ab zu liegen von dem bisherigen. Jedenfalls sagte er zweimal entschieden ab, und Büchel mußte das drittemal ganz schweres Geschütz auf-fahren, um ihn zu bewegen. Endlich sagte er zu. So siedelte denn der Bauernpastor aus dem Weserlande an das Diakonissen-Mutterhaus in der Großstadt über.

Von dem Augenblick an, wo diese beiden im lebendigen Glauben stehenden Persönlichkeiten an der Spitze des Hauses standen, mehrten sich die Eintritte von Schwestern. Der Bericht von 1867 nennt noch die kümmerliche Zahl von 20 Schwestern und 7 Probeschwestern. Kuhlo kann im Jahre 1868 bereits 16 Probeschwestern melden. 1873 sind es im ganzen 50 Schwestern, 1878 ist die Zahl auf 72 gestiegen. So geht es weiter. Als Frau Oberin Arnim im Jahre 1899 in den Ruhestand trat, waren es 157. Wenn wir diese Zahlen in Vergleich stellen zu dem riesenhaften Wachstum, das andere große Häuser in dieser Zeit erleben durften, dann künden sie immer noch von einem langsamen Fortschreiten. Wenn wir sie aber im Vergleich zu den ersten dreißig Jahren unseres Hauses betrachten, dann müssen wir sagen: Welch ein Fortschritt! Für das Wachstum der Schwesternschaft war es ein großes Glück, daß durch Kuhlos Persönlichkeit fortan so nahe Beziehungen zu Westfalen, vor allem zu dem Ravensberger Land bestanden.



Die große Küche





Im Krankensaal

Nun schickten die dortigen mit ihm befreundeten Pfarrer ihre erweckten Jungfrauen zu ihm. Im Lauf der Zeit ist eine große Zahl Schwestern aus Westfalen zu uns gekommen. Daß dieser Zustrom allmählich aufhörte, als das Mutterhaus Sarepta in Bethel bei Bielefeld aufzublühen begann, liegt ja in der Natur der Sache. Einstweilen jedenfalls war der Fortbestand des Hauses gesichert, und es war überaus wertvoll, daß zwischen dem früheren westfälischen Bauernpfarrer und dieser von dorther kommenden, zum Glauben erwachten Jugend sehr schnell ein schönes Vertrauensverhältnis zustande kam. Die Schwestern, die unser Haus zu füllen begannen, kamen aber nicht nur von dort her, sondern auch aus anderen Gauen unseres Vaterlandes, vor allem aus Ostpreußen.

Sehr bald, nachdem der neue Hausvorstand am Werk war, kam der Krieg von 1870/71. Wieder ergab es sich, daß das alte Krankenhaus, das ja jetzt leer stand, für verwundete und kranke Soldaten bereitgestellt wurde. Wieder zogen sechs Schwestern zur Kriegspflege hinaus, diesmal in das Kriegsgebiet selbst. Da die Zahl der eigenen Schwestern für die erhöhten Anforderungen im Krankenhaus nicht ausreichte, so nahm man Hilfschwestern auf und bildete sie aus. Es sind damals deren 23 durch unser Haus gegangen. Ob es auch diesmal durch den

Johanniterorden vermittelt wurde, ist aus den Quellen nicht ersichtlich, ist aber wohl anzunehmen. Im Lauf der Zeit jedenfalls haben viele Johanniterschwestern bei uns ihre Ausbildung genossen, und viele von ihnen haben unser Haus dabei so lieb gewonnen, daß sie ganz bei uns blieben und unsere Diakonissen wurden. Auch von da her erklärt sich das seit 1868 zu beobachtende ständige Wachstum unserer Schwesternschaft. Ein definitives Abkommen mit dem Johanniterorden wurde Jahre 1886 abgeschlossen. Viele Johanniterschwestern, die nicht bei uns eingetreten sind, sind in steter Verbindung mit uns geblieben und haben uns in Notzeiten geholfen. Wir sind ihnen zu bleibendem Dank verpflichtet.

„Im Frieden durften wir unser Haus bauen“, so schreibt Kublo einmal in einem seiner Berichte. Dies Wort ist bezeichnend für die ganze Amtszeit, die diese beiden in Gott gegründeten, innerlich großen Persönlichkeiten miteinander verbringen durften. Die äußeren Verhältnisse des Hauses gestalteten sich glücklich. Es flossen ihm mancherlei Legate zu. Freibetten wurden gestiftet. Größere finanzielle Sorgen haben in jener Zeit die Herzen derer, die die Leitung hatten, nicht beschwert. Die Zahl der Kranken hob sich. Bis 1872 war das Haus — abgesehen

von den Kriegszeiten — ein reines Frauenkrankenhaus. Jetzt machte sich das Bedürfnis nach Einrichtung einer Männer- und Knabenstation geltend, was in diesem Jahre auch zur Ausführung kam. Auch einen poliklinischen Betrieb begann man mit dem Jahre 1878, der bis zum Großen Kriege, von 1906 an in einem besonders dazu errichteten Raum an der Westseite unseres Grundstückes, ausgeübt wurde. Im Jahre 1880 wurde im Garten die „Baracke“, jetzt rechtes Gartenhaus genannt, errichtet, im Jahre 1887 wurde der große Operationsaal angebaut. Noch zwei andere größere Bauprojekte wurden in der Amtszeit der Frau Oberin Arnim zur Ausführung gebracht. Im Jahre 1886, also 20 Jahre, nachdem sie gebaut worden war, wurde die Kirche renoviert. Man betraute Professor Ogen von der Technischen Hochschule mit dem Entwurf und der Ausführung des Planes. Am vierten Sonntag nach Epiphania 1887 wurde die Kirche neu geweiht.

Fünzig Jahre sind seitdem vergangen. Bis auf die Apsis, die wir vor einigen Jahren einer Erneuerung unterzogen, ist unsere Kirche seitdem geblieben, wie sie damals hergestellt wurde. Wie gern hätten wir zum hundertjährigen Jubiläum ihr Gewand abermals erneuert, zumal es an manchen Stellen recht nötig wäre. Wir können von der Verwirklichung dieses Lieblingswunsches nur sagen: „Die Zeit hat es nicht wollen leiden.“ Wir werden wohl noch eine geraume Frist damit warten müssen. Wollen wir dies aus Gottes Hand nehmen als eine Erinnerung an den von Vater Gossner auf seinem Sterbebett bekundeten Willen, „daß das Elisabethkrankenhaus seinen Charakter der Einfachheit und Armut nicht aufgeben solle“.

Der letzte große Bau, der unter Frau Oberin Arnim zur Ausführung kam, war das an der Ostseite unseres Grundstückes gelegene erste Feierabendhaus, verbunden mit dem neuen Pfarrhaus und der Wohnung der Assistenzärzte. Dieses Haus konnte im Sommer 1898 bezogen werden.

Wichtiger noch als der äußere Aufbau und die Verwaltung, der sie mit großer Gewissenhaftigkeit vorstand, war Frau Oberin Arnim der innere Aufbau der Schwesternschaft. Wie sie überhaupt ihr ganzes Amt mit unermüdlichster Treue und seltener Gewissenhaftigkeit führte, so arbeitete sie auch ganz besonders an der Erziehung und inneren Festigung ihrer Schwestern. Der Bericht ihres Todesjahres sagt von ihr: „Sie hat unserem Hause seine festen Ordnungen und sein charakteristisches Gepräge gegeben.“ Ihren Schwestern war sie vor allem ein leuchtendes Beispiel der sich selbst nicht schonenden Hingabe an den Dienst. Bis in die letzten Jahre, die sie an unserm Hause tätig war, ließ sie es sich nicht nehmen, jede Markose, auch in der Nacht, selbst vorzunehmen. Jede Aufnahme — auch in der Nacht — ließ sie sich sofort melden. Sie kannte keine Schonung ihrer selbst. Nur weil sie soviel von sich verlangte, glaubte sie auch ihren Schwestern den vollen Einsatz ihrer Kräfte zumuten zu dürfen.

In anderer Weise als Frau Oberin hat Pastor Kuhlo unserem Hause seinen Stempel aufgeprägt. Er hat sein gottesdienstliches Leben liturgisch ausgestaltet. Von seiner hohen musikalischen Begabung und Durchbildung war schon die Rede. Diese seine besondere Gabe hat er treu in den Dienst unseres Hauses gestellt. In der Liturgie, die er uns gab und deren Zulassung er bei der Kirchenbehörde durchsetzte, lehnte er sich an Löhe, den großen Diakonissenvater von Neuendettelsau an. Er ging aber auch selbständig vor. Unsere Metten und Vespren, die ganz den altlutherischen Aufbau aufweisen, sind keine Kopien, sondern haben auch ihr eigenes Gepräge. Den richtigen Satz für die Psalmtöne und Antiphonen zu finden, war ihm ein ernstes Anliegen. Die Forschungsarbeit der Liturgiker hat seitdem ja manches zutage gefördert, was geeignet ist, einzelnes von dem, was Kuhlo uns gab, zu korrigieren. Er selbst wäre wohl der letzte gewesen, der sich solcher Korrektur entzogen hätte. Trotzdem behält das Ganze, was er uns hinterließ, seinen großen Wert. Ganz besonders schön sind die in Formen von Responsorien gehaltenen Schlußgebete für die Früh- und Abendgottesdienste. Sie sind die Frucht tiefgründigen Forschens im Psalter und in der Gebetsliteratur der Kirche. Nur als einer, der selbst ein inniges Gebetsleben führte, konnte er diese Gebetsresponsorien unserer Agende einverleiben. Auch der Chorgesang der Schwestern lag ihm sehr am Herzen. Er war eifrig bestrebt, ihnen ein reiches Material für ihre Betätigung im Gottesdienst zur Verfügung zu stellen.



Der Probesaal, die Ausbildungsstätte der Schwestern im ersten Jahr



Die Liedsammlung „Lauda Sion Salvatorem“, die er uns hinterließ, zeugt von dem Bedürfnis, seinem Haus das Beste an geistlichen Gesängen zu geben, dessen er habhaft werden konnte. Er hat auch eine ganze Reihe von Liedern selbst vertont. Seine Sätze für vierstimmigen Frauenchor stellen etwas dar, was es in dieser Art kaum sonst noch gibt. Viel Fleiß hat er auf diese Arbeit verwendet. Davon zeugen alte Chorhefte, in denen die einzelnen Stimmen von seiner Hand ausgeschrieben sind. Jedes Jahr führen wir an drei Tagen der Karwoche die Passion nach Matthäus auf, die Kuhlo nach gregorianischem Muster, geschnückt mit Chorsätzen von Palästrina, vertont hat.

Es darf wohl gesagt werden, daß dieses Erbe Kuhlos bei uns treu bewahrt und verwaltet worden ist. Unser Haus ist eine Stätte des liturgischen Gottesdienstes geblieben. Der Chorgesang ist stets ernstlich gepflegt worden. Es ist kein Zufall, daß im vergangenen Winter 1936/1937 Herr Kantor Schelling von der Kapernaum-Kirche unser Gotteshaus suchte, um einen groß angelegten Versuch zur Ausführung zu bringen, nämlich die lutherische Vesper durch häufige Veranstaltungen unter Mitwirkung zahlreicher hiesiger Kirchenchöre den Gemeinden

Berlins wieder nahezubringen. Wir galten ihm eben als die Stelle in Berlin, wo der liturgische Gottesdienst zu Hause ist.

Noch ein bleibendes Andenken hat uns Kuhlo hinterlassen, sein Rogate, ein Gebetbüchlein, das in den Händen aller unserer Schwestern und vieler Freunde unseres Hauses ist. Auch die Berufsordnung für unsere Diakonissen stammt aus seiner Hand.

Mit dem Jahre 1872 begann die Aussendung von Schwestern unseres Hauses auf Außenstationen. Wir sind nicht so geführt worden, daß wir vor allem in Berliner Gemeinden Fuß gefaßt hätten. Die schon erwähnte anfängliche Arbeit in der St.-Matthäugemeinde, dann für eine Reihe von Jahren in der St.-Lukasgemeinde, später die Übernahme der Pflegestation VII vom Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein und in neuerer Zeit die Arbeit in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis- und in der Advents-gemeinde stellt das dar, was von uns an Arbeit in Berlin außer dem Hause übernommen worden ist. Es muß Frau Ober-Ärmin und Pastor Kuhlo das Bestreben geleitet haben, wenn sie schon einmal mit ihren Schwestern außer Hauses gingen, dann aber auch die Zeltplätze weit zu stecken, vielleicht, um die Schwesternergemeinschaft vor der Gefahr einer gewissen Engigkeit



In der Apotheke

zu bewahren. Auch die Beziehungen, die beide Persönlichkeiten nach außen hatten, spielten bei der Wahl der Arbeitsfelder eine Rolle. Gardelegen, Mennighüffen, Schildesche und Deynhausen — vier westlich gelegene Orte, Stätten der ersten Stationen, drei davon in Westfalen — wer sieht hier nicht eine Frucht der persönlichen Verbindung Kuhlos mit jenem Landstrich! Ein weiteres Feld, das angebaut wurde, war der mitteldeutsche Bezirk, der die beiden Saalestädte Merseburg und Weißenfels, sowie das Anhaltische Land (Bernburg und Zeitz) umfaßt. Wieder einen besonderen Komplex bildeten die Harzstationen (Thale-Meinstedt, Ilfenburg, Rossla, Quedlinburg, Drübeck). Hier gaben die Beziehungen unseres Hauses zur Gräflin Stolberg'schen Familie, die schon von Gossner her datierten und durch Frau Oberin Arnim neu belebt wurden, zu den Stationsgründungen die Veranlassung. Persönliche Beziehungen zur Gräflin Reichenbach'schen Familie, vor allem durch Pastor Kuhlo, veranlaßten die Gründung der drei schlesischen Stationen Jestenbergl, Gosschütz und Schönwalb. Das nahe Verhältnis zum Johanniterorden gab Anlaß zur Übernahme des schönen Johanniter-Krankenhauses in Lauenburg in Pommern. Die Stationsgründungen in der Mark ergaben sich von selbst.

Eine ganze Reihe von Arbeitszweigen aus dem Gebiet der Inneren Mission sind auf diese Weise von unseren Schwestern in Angriff genommen worden. Die Krankenpflege ist ja bei uns stets die Hauptsache gewesen und geblieben. Nun kamen unsere Schwestern auch in die Gemeindepflege, in die Blödenpflege, in die Pflege der Alten und Siechen, in die Arbeit an gefährdeten und gefallenen Mädchen, in die Arbeit, die das Kinderheim und der Kindergarten erfordert. Auch in die Berliner Frauengefängnisse sind vorübergehend Schwestern von uns gegangen, um dort Seelsorge auszuüben. Blühende Anstaltsbetriebe haben unsere Schwestern betreuen dürfen und dürfen es noch. In dem Jahre, in dem Frau Oberin Arnim ihr Amt niederlegte, standen 86 Schwestern auf 28 Außenstationen in Arbeit, nur an fünf Stellen allein, meistens zu zweien oder zu mehreren. Die Zahl hat sich später noch erhöht. Den Höhepunkt der Außenstationsarbeit stellt das Jahr 1913 mit 105 Schwestern auf 43 Außenstationen dar.

Es ist für die geistige Höhenlage unserer Schwesternschaft von günstigem Einfluß gewesen, daß unsere Außenstationen in verschiedenen Gegenden Deutschlands lagen. Unsere Schwestern kamen dadurch tüchtig herum, mußten sich immer wieder unter einem andern Volksstamm zurechtfinden und blieben elastisch. Ein geschlossenes Hinterland, aus dem der Schwesternnachwuchs sich wie selbstverständlich rekrutiert hätte, wie andere Häuser es haben, ist uns allerdings auf diese Weise nicht zuteil geworden. Daß wir nicht schneller gewachsen und nicht größer geworden sind, hat gewiß auch hierin einen Grund.

Im Jahre 1876 begann man bei uns Paramente zu stiften. Seitdem ist die Kunststickerie an Altar- und Kanzelbekleidungen



Das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus liegt im Zentrum des Berliner Verkehrs. Seine Rettungsstation hat dadurch ihre besondere Bedeutung

ein Arbeitszweig unseres Hauses geblieben, der zur Zeit in erfreulicher Weise blüht.

Bald nachdem Pastor Kuhlo an unser Haus gekommen war, machte sich das Bedürfnis geltend, ihm für die Krankenseelsorge eine Hilfskraft zur Verfügung zu stellen. Erst wirkte Vikar Bethke an seiner Seite, seit 1882 ein fest angestellter zweiter Geistlicher, Pastor Apel, der bis 1907 bei uns im Amt war. Seitdem ist es die Regel geblieben, daß neben dem eigentlichen „Anstaltsgeistlichen“, wie er in den Statuten des Hauses immer hieß, ein zweiter Pastor bei uns wirkte.

Im Jahre 1873 starb die Königinwitwe Elisabeth, die langjährige Protektorin und Freundin des Hauses. Kuhlo hat es ihr sehr gedankt, daß sie im Jahre 1870 die Erlaubnis dazu erteilte, daß von da ab nicht mehr der 16. November, der Tag, da der Frauenkrankenverein erstmalig zusammengetreten war, sondern der 19. November, der Tag der heiligen Elisabeth, als Jahresfesttag gefeiert wurde. Damit war ganz von selbst gegeben, daß nunmehr auch von der Gestalt dieser Frau her die Arbeit unserer Schwestern hinfort eine Beleuchtung erhielt. Seitdem bezeichnen sich unsere Schwestern gern als „Diakonissen von





Im Kindergarten

St. Elisabeth". Das Protektorat über unser Haus übernahm nun die Kaiserin Augusta, nach deren Tod die Kaiserin Auguste Viktoria und im Jahre 1906 die Prinzessin Eitel-Friedrich von Preußen. Daß diese hohen Frauen es als eine liebe Aufgabe betrachteten, immer wieder unser Haus zu besuchen und mit einzelnen Kranken zu sprechen, hat unsere Schwestern jedesmal gestärkt und ermutigt. Vor allem ersieht man aus den Berichten über die Kriegsjahre, wie ernst unsere verstorbene Kaiserin es mit dieser Pflicht genommen hat. Es soll unvergessen bleiben, was das preußische Königshaus von der edlen Gestalt König Friedrich Wilhelms III., Gossners besonderem Gönner ab für die Geschichte unseres Hauses bedeutet hat. Es sind uns im Laufe der Jahre von da her auch sehr viele äußere Gaben zu-gefloßen.

Im Jahre 1888 legte Generalsuperintendent Büchsel sein Amt als Vorsitzender des Kuratoriums nieder, das er 30 Jahre lang innegehabt hatte. An seiner Stelle wurde Generalsuperintendent Braun, sein Nachfolger im Gemeinde- und Kirchenamt, gewählt. Damit trat zur großen Freude Kuhlos an die Spitze des Kuratoriums ein Mann, der seit den Jugendjahren durch starke Freundschaftsbände mit ihm verbunden war. 1892 trat Pastor Kuhlo selbst in den Ruhestand, den er erst in Berlin und später in Bethel bei Viesefeld verlebte. Er starb im Jahre 1910 und ist auf dem Betheler Friedhof beerdigt. Sein Nachfolger wurde Pastor Georg Stofch, ehemals Missionar in Indien, sodann Pfarrer an der Klostergemeinde St. Marienberg-Helmstedt. Ein feingebildeter, gründlich gelehrter Theologe wiederum streng lutherischer Richtung kam mit ihm an unser Haus. Den Schwestern gab er viel in Predigt und Unterricht. Die liturgische Tradition unseres Hauses hat er treulich gepflegt.

Noch 6½ Jahre hat er mit Frau Oberin Arnim zusammen gearbeitet. Dann legte diese am 8. Mai 1899, erst 64jährig, ihr Amt nieder. Sie hatte ihre Kräfte vor der Zeit verbraucht. Ihren Lebensabend verbrachte sie in der Marienstiftung in Rosla am Harz, in einer unserer Außenstationen. Nicht ganz sechs Jahre Feierabend waren ihr dort beschieden. Am 20. Februar 1905 ging sie heim, „nach langem schweren Leiden“, wie es im Bericht heißt. Sie hatte nicht nur ihr Leben im Dienste verzehrt, sondern auch ihr Hab und Gut unserem Haus zugewendet. Auf unserm Platz auf dem alten St.-Matthäi-Friedhof liegt sie begraben.

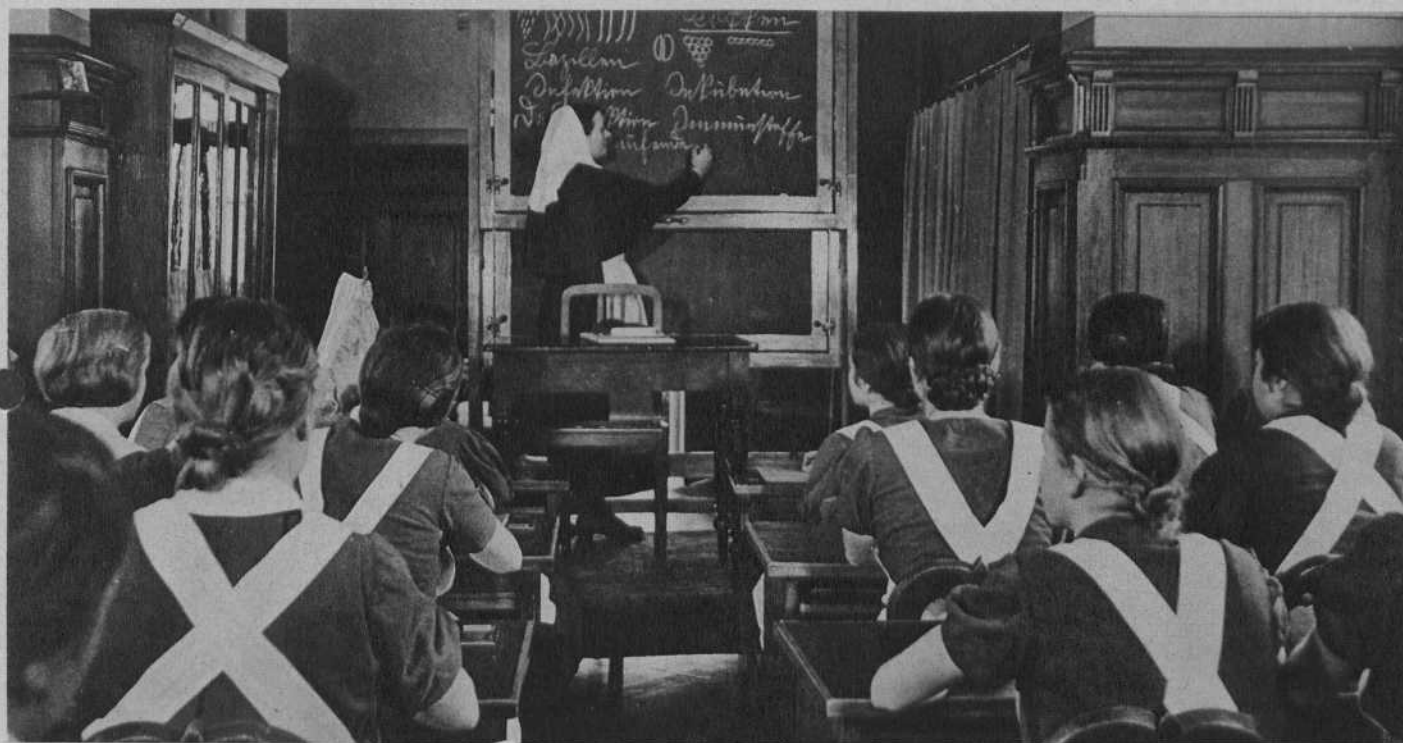
#### IV. Die Zeit der Oberinnen Auguste von Zedlis und Elli von Heinke, 1899–1921

Nicht lange brauchten die Schwestern nach dem Fortgang der Frau Oberin Arnim auf eine neue Mutter zu warten. Dem Kuratorium war es nicht zweifelhaft, welche es aus der Zahl der Diakonissen des Hauses als Oberin berufen sollte. Am 1. Juli 1899 übertrug Generalsuperintendent Braun dieses Amt der Diakonisse Auguste von Zedlis. Sie stand damals im 42. Lebensjahr. Sehr bald schon nach ihrer im Jahre 1893 erfolgten Einsegnung war sie zur Hilfe und Vertretung der „alten Mutter“ berufen worden. Sie hatte also schon an allen Fragen und Aufgaben der Verwaltung mehrere Jahre teilgenommen. Aber nicht nur durch ihre Sachkenntnis schien sie wohlgeeignet für ihr neues Amt, sondern sie war es vor allem durch ihren lebendigen Glauben und durch ihren Charakter. In einem von berufener Hand geschriebenen Erinnerungsblatt heißt es von ihr: „In der strengen Selbstzucht, die sie allezeit übte, lag wohl hauptsächlich der Grund zu dem großen Einfluß, den sie hatte. Ihr Vorbild und der unbeschreibliche Liebreiz ihres Wesens bewirkten mehr als viele Worte, daß es selbstverständlich schien, ihr zu gehorchen, und fast unmöglich, sie durch Wort oder Tat zu betrüben. Wunderbar gepaart waren in ihr Strenge mit Liebe,

eine hohe Auffassung von der Würde ihres Amtes mit großer Freundlichkeit und Demut. Weichlichkeit in jeder Gestalt war ihr fremd. Sie duldete sie auch bei anderen nicht. Sie konnte oft starke Zumutungen an die Kraft der Schwestern stellen, aber jede einzelne wußte, daß sie bei der „lieben Mutter“ ein warmes Interesse auch für ihre persönlichen Angelegenheiten finden würde. Während ihrer letzten monatelangen Krankheit und bei ihrem Heimgang wurde offenbar, wieviel Liebe und Verehrung sie im Schwesternkreis und darüber hinaus gewonnen hatte.“ So war sie denn für die innere Führung der Schwestern wohl ausgerüstet. Aber auch für die Führung der Geschäfte hatte sie eine große Begabung. „Mit seltener Klugheit“, so heißt es in derselben Quelle, „verstand sie, ihre Gedanken und Pläne zu verwirklichen. Ein praktischer Sinn, der nie über das Erreichbare und auch in finanzieller Beziehung gut Begründete hinausging, ermöglichte ihr, eine Reihe großer und kleiner baulicher Verbesserungen vorzunehmen.“ Bis zum Jahre 1906 arbeitete sie in Gemeinschaft mit Pastor Stöck, von da an bis 1916 mit Pastor Hans Zahn. Auch ihm, der jetzt in Sondershausen im Pfarramt steht, sind die Schwestern, denen er in Predigt, Unterricht und Seelsorge treu gedient hat, in tiefer Dankbarkeit verbunden. Ihm zur Seite standen nach-

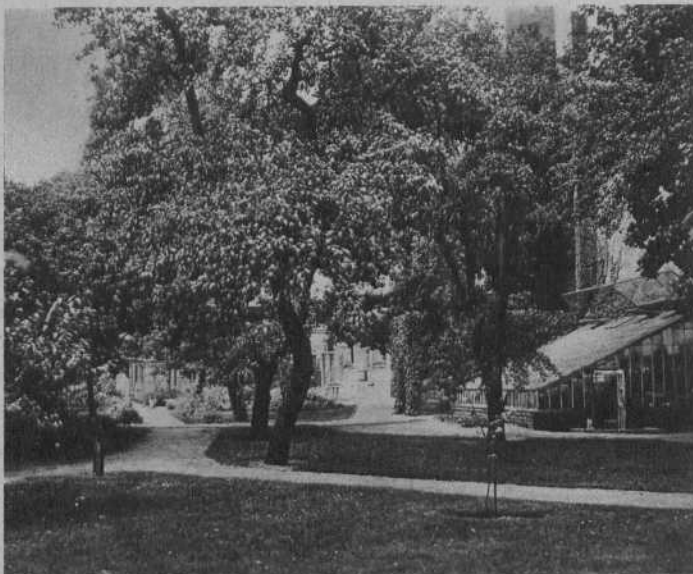
einander die Pastoren Gielen, Nürnberger und Kömpler. Bis 1910 lag der Vorsitz des Kuratoriums in den Händen des Herrn Generalsuperintendenten Braun, von 1910 bis 1914 war der ehemalige Kultusminister und Oberpräsident Graf von Zedlitz und Trübschler unser Kurator. Nach ihm nahm diese Stelle bis 1927 der Geheime Konsistorialrat, der nachmalige Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrates D. Conrad ein.

Auch die Jahre unter Frau Oberin Augustes Leitung bedeuteten eine glückliche Zeit für unser Haus. Die Schwesternzahl hob sich, die Höchstzahl unter ihr weist das Jahr 1915 mit 199 Schwestern auf. Das Netz der Außenstationen konnte erweitert werden. Gebaut wurde in dieser Zeit das schon erwähnte Haus für die Poliklinik, die Röntgenstation und das Laboratorium. Ferner das „Isolierhaus“, der ältere Teil unseres jetzigen linken Gartenhauses. Eine ganz besondere Freude war es für Frau Oberin, den Bau des Schwesternerholungsheimes in Hubertushöhe bei Storkow in der Mark in die Wege zu leiten, wozu nur geschenkte Gelder verwendet wurden. Hier wurde alles nach ihren Angaben eingerichtet. Das wunderschöne, am Dolgensee gelegene, sehr zweckmäßig gebaute Haus ist ein bleibendes Denkmal ihrer Fürsorge für die ihr anvertrauten



Im Lehrsaal der Haushaltungsschule





Ein Teil des Krankenhausgartens. Jeder ist überrascht, im Getriebe der Großstadt ein solches Idyll zu finden

Schwwestern. Der Freibettenfonds wurde unter ihr durch Legate wesentlich vermehrt.

Nicht abzutrennen von dem Bilde der Frau Oberin von Jedlitz ist das ihrer getreuen Mitarbeiterin, Schwester Elli von Heinke, die ihr dann auch im Amte folgte. Wir greifen wieder auf das genannte Erinnerungsblatt zurück, in dem es heißt: „Sie war stets Frau Oberins Vertretung gewesen. Mit klarem, weitausschauendem Blick erkannte sie die erweiterten Aufgaben der Krankenpflege und der Ausbildung der Schwestern und verstand, diese Aufgaben zu lösen. Auf diesem Gebiet hatte Frau Oberin ihr die größtmögliche Selbständigkeit eingeräumt. Und hier vornehmlich hat sie zum bleibenden Segen und Gewinn des Hauses gearbeitet.“ Im Jahre 1910 wurde das staatliche Krankenpflegerinnenexamen eingeführt. Jedes Jahr fand seitdem bei uns ein Examen statt, das nicht nur Schwestern unseres Hauses, sondern stets auch Krankenpflegeschülerinnen ablegten. Viele dieser letzteren sind unsere Hilfschwwestern geworden und haben in Zeiten, wo wir ihrer besonders bedurften, uns treu geholfen. Diese Hilfschwwesternschaft, die treu zu unserm Haus steht, ist uns stets viel wert gewesen. Sie zu pflegen, ließ Schwester Elli sich ganz besonders angelegen sein.



Das Schwesternerholungsheim Hubertushöh bei Storkow/Mark bietet der Schwesternschaft des Hauses Erholung und Ruhe



Ein Wohnraum im Feierabend-Haus, in dem die Schwestern ihren Lebensabend verbringen

Eine originelle Schöpfung Schwester Ellis war der Sonntagsverein für entlassene weibliche Kranke, innerhalb dessen sie im Lauf der Jahre viel Segen stiftete. Es gelang ihr, durch den Ausbau des Bodens in einem Nebengebäude unseres Grundstückes mit besonders dafür gespendeten Mitteln einen Raum für ihre Vereinszwecke zu schaffen. Später wurde das ganze betreffende Haus für unsere Jugendarbeit ausgebaut. Diese ganze Arbeit, für die zeitweise eine Schwester völlig frei gemacht wurde, gedieh durch Jahre hindurch sehr schön. Eine Zeitlang wurden auch Kinder mit in den Bereich dieser Arbeit gezogen. Später, seit 1926, gab es bei uns auch einen Verein, der sich aus der Zahl entlassener männlicher Kranker ergänzte. Eine besonders schöne Frucht des Sonntagsvereins war das Hospiz in der Großgörschenstraße, in dem Frauen und Mädchen nach der Entlassung, wenn sie wohnungs- und stellungslos waren, für ganz wenig Geld Aufnahme fanden. Sehr viel schöne soziale Arbeit ist von hier aus geschehen, wie überhaupt auch später vom Hause aus, seit wir eine Krankenfürsorgerin hatten. Ein besonderer Erfolg von Schwester Ellis Sonntagsvereinsarbeit ist das Blockhaus in Waldsiedersdorf, das ursprünglich ebenfalls der Aufnahme und Betreuung von stellenlosen Dienstmädchen und von Kindern diente und jetzt Erholungshaus ist.

Leider ist dieses ganze Werk, abgesehen von der Arbeit der Krankenfürsorgerin, über eine Lebensdauer von 25 Jahren

nicht hinausgekommen. Die schöne Hospizarbeit ist der Inflation zum Opfer gefallen. Unser Sonntagshaus mußte dem sehr nötigen Krankenhausneubau, von dem noch die Rede sein wird, weichen. Die bestehenden Reste der Vereinsarbeit wurden ein Opfer unserer wachsenden Raumnot. Schweren Herzens haben wir diese verschiedenen Arbeiten schwinden sehen.

In die Amtszeit der Frau Oberin von Jedlitz fällt der große Krieg. Es fehlt der Raum, um hier etwas auch nur einigermaßen Erschöpfendes darüber zu sagen, welchen Anteil unser Haus an dieser gewaltigen Epoche der Geschichte unseres Volkes nahm. Es ist von berufener Seite darüber geschrieben worden.\* Hier können nur ganz wenige Daten vermerkt werden. 21 Schwestern unseres Hauses sowie 20 Johanniterinnen und Hilfschwestern standen in der Kriegskrankenpflege im Feld und in der Etappe. Eine unserer Diakonissen, Katharina, Gräfin von der Schulenburg, die als Führerin der von unserem Hause aus entsandten Schwestern am 11. August 1914 ins Feld gezogen war, starb am 2. September 1914 infolge von Überanstrengung in Viremont, wo sie zwischen den Soldaten mit militärischen Ehren am 4. September 1914 bestatet wurde.

\* 1. Frontschwestern. Ein deutsches Ehrenbuch von E. v. Pflugk-Hartung. Verlag von Bernhard & Graefe, Berlin. — 2. Die Diakonissen des Kaiserswerther Verbandes im Weltkriege. Von D. Borrmann. Verlag von E. Bertelsmann, Gütersloh.



Unser Krankenhaus diente selbstverständlich wieder als Lazarett. Es sind damals 4948 kranke und verwundete Krieger durch unser Haus gegangen.

Das Ausscheiden Pastor Zahns aus dem Amte des Ersten Geistlichen im Jahre 1916 legte verdoppelte Verantwortung auf Frau Oberin Augustes Schultern. Erst 1918 wurde die Stelle des Ersten Geistlichen wieder besetzt, nachdem P. Kömpler stellvertretend bis 1917 das Amt versehen und Missionar Radtsch von der Gofiner-Mission, eben erst aus englischer Kriegsgefangenschaft befreit, Zweiter Geistlicher bei uns geworden war (bis 1923). Dieses Alleinstehen von Frau Oberin, die durch die Kriegszeit vermehrten Sorgen bei dem stets voll besetzten Haus, die Entbehrungen, die diese Jahre mit sich brachten, und wohl nicht zuletzt der Schmerz über den Zusammenbruch im Jahre 1918 mag alles dazu beigetragen haben, ihre Kraft vor der Zeit zu brechen. Am 5. Juli 1919 ging sie heim, nachdem sie einige Wochen vorher in Erkenntnis des Ernstes ihres Gesundheitszustandes ihr Amt niedergelegt und das Kuratorium gebeten hatte, Schwester Elli von Heinke zu ihrer Nachfolgerin zu ernennen. Der Wunsch wurde ihr erfüllt. Am 8. Juni 1919 wurde Frau Oberin Elli in ihr Amt eingeführt. In ihrer schlesischen Heimat in Rantzen fand Frau Oberin Auguste ihre letzte Ruhestätte. Inzwischen war Superintendent Pfannschmidt, bisher in Gransee, zum Ersten Geistlichen an unserm Haus erwählt worden. Nicht lange haben Frau Oberin von Heinke und er gemeinsam gewirkt. Bald nachdem sie ihr neues Amt übernommen hatte, erkrankte Frau Oberin Elli, wohl auch infolge der ganzen Schwere der Zeit. Keine Kur schlug mehr an. In unserm von ihr so geliebten Heim in Hubertushöhe schloß sie am 4. Mai 1921 die Augen, tief betrauert von der Schwesternschaft. Auf dem nahen Friedhof von Storkow wurde sie beerdigt.

#### V. Von dem Jahre 1921 bis zur Gegenwart

Der Tod der beiden Oberinnen fiel in eine außerordentlich ernste Zeit. Die Folgen der Revolution von 1918 machten sich damals im vollen Umfang geltend. Die Inflation kündete sich an. Vor allem aber war das tiefgreifende Erlebnis, das in den Worten: Krieg, Zusammenbruch, Revolution und Nachkriegszeit beschlossen liegt, auch an einem so festgefügt und innerlich fundierten Organismus, wie unsere Schwesternschaft ihn darstellte, nicht spurlos vorübergegangen. So treu auch der größte Teil der Schwestern zum Hause stand, einige hatten sich eben doch vom Geist der Zeit erfassen lassen und waren ausgetreten. Gegenüber 199 Schwestern im Jahre 1915 waren es 1918 schon acht weniger. 1919 sank die Zahl auf 180, 1923 auf 172. Der tiefe Ernst dieser ganzen Zeit spiegelt sich in diesen Zahlen wider. Es mußten Außenstationen aufgegeben und Bitten um Neubesetzungen abgeschlagen werden. Welch einen Schlag be-

deutete in dieser Zeit der Verlust der beiden Oberinnen! Dem Hause tat eine neue Mutter so dringend not. So sah sich das Kuratorium vor eine ernste Aufgabe gestellt: Wer sollte die schwere Verantwortung übernehmen?

Die Wahl fiel im Oktober 1921 auf unsere Diaconisse Emma von Bunsen. Sie war noch nicht lange aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt. Im Auftrag des Kriegsministeriums war sie mit einer Kommission im Mai 1918 dorthin abgereist, um den Rücktransport der Kriegsgefangenen zu bewerkstelligen. Auf dem Wege an die Front geriet die Kommission in die Hände der Tschechen, die sie gefangensetzte. „Am 31. August kamen wir in Omisch an“, so schreibt sie, „meine Gefühle vergesse ich nie, als wir hinter dem hohen, grauen Holzzaun warteten – alles grau in grau.“ Sehr schwere Monate hat Schwester Emma hier verbracht. „Unsere endliche Befreiung haben wir vor allem Elsa Brandström zu verdanken“, schreibt sie in dem genannten Buch: „Frontschwestern“, in dem Genaueres über ihre Erlebnisse zu lesen ist. Nach der schmerzlichen Erfahrung, die übernommene Aufgabe in Sibirien nicht haben lösen zu können, wartete ihrer nun in der Heimat eine große neue Aufgabe, das Amt der Oberin in ihrem eigenen Diaconissenmutterhaus. Am 29. Oktober 1921 wurde sie durch Herrn Geheimrat D. Conrad eingeführt.

Was es bedeutete, in den Inflationsjahren, die jetzt kamen, ein Haus wie das unsere zu leiten, können wir uns heute kaum mehr vorstellen. Es ist ein Wunder, daß wir durchgekommen sind. Es ist uns damals viel Hilfe aus dem Auslande zuteil geworden. Gerade in der schlimmsten Zeit stand Frau Oberin allein. Denn im Juni 1923 übernahm der bisherige Hausgeistliche, Superintendent Pfannschmidt, wieder ein Gemeinde- und Ephoralamt in Treptow an der Tollense. Erst im Dezember 1923 trat als sein Nachfolger Pastor Werner Freiherr von Notenhain, bisher in Boqschütz bei Ols, in den Dienst des Hauses. Mit dem Tag seines Einzugs trat auch die Rentenmark ins Leben, wodurch die Inflation überwunden wurde und neue Möglichkeiten sich aufstuten. Vier Jahre später vollzog sich auch in der Person des Vorsitzenden des Kuratoriums ein Wechsel. Im Jahre 1927 starb Herr Präsident D. Conrad. An seine Stelle trat Herr Generalsuperintendent D. Ernst Vits. Die Namen derer, die teils als Hilfsgeistliche, teils als festangestellte Pfarrer seit 1925 das Amt des Zweiten Geistlichen versahen, sind: Gess, Schlauch, Schauer, Lic. Dr. Herbst und Kramm.

Große Aufgaben traten an den neuen Hausvorstand heran. Wie hatte doch die Inflationszeit unsere Besitzverhältnisse verändert! Der ehemals so bedeutende Freibettenfonds war sehr zusammengeschmolzen. Nur noch in Ausnahmefällen konnten Kranke auf diesen übernommen werden. Durch politisch sehr bewegte Zeiten ging jetzt unser Volk hindurch. Wieviel Gegensätze weltanschaulicher Art vereinigte in jenen Jahren oft ein einzelner Kranken-

saal! Nach wie vor wurde bei uns Gottes Wort unbekümmert um den jeweiligen Zeitgeist allen verkündet und erreichte viele, die unter marxistischem Einfluß sich vielleicht geschworen hatten, nie wieder eine Kirche zu betreten oder mit einem Diener des Wortes noch etwas zu tun haben zu wollen. Sie haben Gottes Wort bei uns doch aufmerksam angehört, sich, als sie aufstehen durften, in unserer Kirche zum Gottesdienst eingefunden und vielleicht einen bleibenden Segen mitgenommen. In den Jahren vor der Machtübernahme hat so mancher brave verwundete SA-Mann bei uns Zuflucht, liebevolle Betreuung, Heilung und Berührung mit Gottes Wort gefunden. So mancher hat bei späterer Erkrankung unser Haus in alter Anhänglichkeit wieder aufgesucht.

Die Leitung des Kaiserswerther Verbandes deutscher Mutterhäuser, dem wir ja angehören, mühte sich in den genannten Jahren sehr um die Neubelebung des Schwesternunterrichtes in den ihm angeschlossenen Häusern. Wir suchten, diesen Bestrebungen durch Einführung von Kursen Rechnung zu tragen. Die Krankenpflege stellte im Lauf der Zeit immer höhere Ansprüche an die Kraft der Schwestern. Wir mußten daher auf Erhöhung der Zahl der Pflegekräfte in unserm Krankenhaus bedacht sein und neben der Einstellung von Hilfskräften darauf hinwirken, das Zahlenverhältnis zwischen Haus- und AußenstationsSchwestern zugunsten der ersteren zu verschieben. Eine ganze Reihe schöner, vor allem ferner gelegenen Stationen mußte deshalb aufgegeben werden. Freilich wurden auch mehrere Stationen in der Nähe neu besetzt, wie die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Gemeinde und die Adventsgemeinde in Berlin, das Kinderheim in Reitwein im Oderbruch u. a. m. Wir durften erleben, daß die Zahl der Schwestern sich wieder hob. 1931 bis 1933 waren es 200. Der durch Kriegs- und Nachkriegszeit eingetretene Verlust war also wieder ausgeglichen. Leider hat mit dieser steigenden Tendenz die Entwicklung der allerletzten Jahre nicht mehr Schritt gehalten.

Einer ganzen Reihe von Schwestern haben wir in den hinter uns liegenden Jahren eine besondere Fachausbildung als Kindergärtnerinnen, Fürsorgerinnen, Röntgenschwwestern, Apothekenschwestern und technischen Laborantinnen zuteil werden lassen. Eine unserer Diaconissen leitet als Gewerbelehrerin unsere Haushaltungsschule. Eine große neue Errungenschaft bedeutet die im Jahre 1932 eingerichtete, unter der Leitung eines besonderen Arztes stehende geburtshilfliche Abteilung, die sich zu einem blühenden Arbeitszweig bei uns entwickelt hat. Hierfür ließen wir zwei Hebammenschwestern aus der Zahl unserer Diaconissen ausbilden, die in dieser Arbeit stehen. Eine dritte Hebammenschwester ist zur Zeit in der Ausbildung begriffen.

Die Substanz unseres Haus- und Grundbesitzes hat sich in den Jahren dieser letzten Epoche nicht unwesentlich vermehrt. Zwei

an unser Grundstück stoßende Häuser sind gekauft und durch Um- und Ausbau mit dem Ganzen verbunden worden. In dem Haus Groß-Admiral-von-Köster Ufer 36a 1 wohnen jetzt unsere FeierabendhausSchwestern. Auch befindet sich dort unsere Haushaltungsschule, unsere Paramentenwerkstatt und unser Kindergarten. Auch das Haus Blumeshof 11 wurde gekauft und in den Gesamtbetrieb einbezogen. Die Modernisierung unseres Krankenhausbetriebes lag uns sehr am Herzen. An der Westseite unseres Grundstückes ist ein neuer Trakt entstanden, mit modernen medizinischen Instituten und Laboratorien. In einem neuen, mit dem früheren Isolierhaus organisch verbundenen Gebäude befindet sich jetzt die Privatabteilung unseres Krankenhauses. Unser zweiter Operationssaal, unsere neue unterirdische Leichenhalle, unsere schöne Begräbniskapelle, unsere neue Heizanlage und vieles andere, was in den letzten Jahren entstanden ist, kann aus Mangel an Raum nicht mehr besprochen werden.

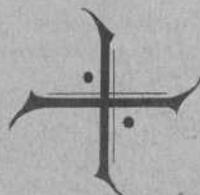
Herzlicher Dank gebührt an dieser Stelle dem verdienten Vizepräsidenten unseres Kuratoriums, dem Herrn Oberbaurat Arnous, der bei allen Arbeiten seine Kraft aufs selbstloseste in den Dienst der Sache gestellt hat. Alle Arbeiten wurden stets in engster Fühlung und in bestem Einvernehmen mit unseren Herren Chefarzten, zumeist auf deren Initiative hin, ausgeführt. Überhaupt wäre unsere Arbeit ohne die dankenswerte Unterstützung von seiten des gesamten Kuratoriums, seines Vorsitzenden und seiner einzelnen Dezernenten nicht denkbar gewesen.

In ein neues Jahrhundert tritt am 10. Oktober unser Haus. Wir sind uns bewusst, daß seine Zukunft von vielen Faktoren abhängig ist, am meisten davon, daß sich auch fernerhin gläubige junge Christinnen finden, die aus Liebe zum Heiland das Diaconissenamt begehren und als Probeschwestern zu uns kommen. Sie uns zuzuführen, steht in Gottes Hand. Wir können nur immer wieder versichern, daß es ein köstliches Ding ist, dem Herrn im Diaconissenkleide zu dienen. Daß er dazu Herzen erwärmen wolle, das sei das ernste Gebet aller, die unser Haus liebhaben.

Wie Gott der Herr gnädig über den vergangenen hundert Jahren gewaltet und unserm Haus seine Aufgaben zugewiesen hat, so wolle er es auch fernerhin tun.

Ihm allein die Ehre!

v. K.







Prof. Dr. Hans Burghart  
Chefarzt  
der Inneren Abteilung  
1906-1932



Prof. Friedrich Rinne  
Chefarzt der  
Chirurgischen Abteilung  
1882-1919



Prof. Dr. Felix Landois  
Chefarzt der  
Chirurgischen Abteilung  
seit 1920



Prof. Dr.  
Friedrich Wilhelm Bremer  
Chefarzt der Inneren  
Abteilung seit 1933

## Die Leitenden Ärzte des Elisabethkrankenhauses von 1837 bis 1937 und ihr Wirken an unserer Anstalt

Der unter **S o s n e r s** Führung am 16. November 1833 gegründete Frauen-Krankenverein fand für die Betreuung „der armen verlassenen Kranken weiblichen Geschlechts“ die geeignete ärztliche Kraft in **H a n s F e r d i n a n d v o n A r n i m**, geboren am 21. Oktober 1800 in Berlin. Dieser hatte sich in menschenfreundlicher Weise erbotten, die Kranken unentgeltlich zu behandeln und auf Bitten der Helferinnen des Vereins in ihren Wohnungen aufzusuchen. Dieser seiner Tätigkeit blieb **v o n A r n i m** auch treu, als im Jahre 1836 für die provisorische Unterbringung der Patienten eine Wohnung in der Hirschelstraße gemietet wurde. Später, als das neue Krankenhaus am Lützowweg am 10. Oktober 1837 bezogen wurde, wurde **v o n A r n i m** an diesem Krankenhaus der erste Leitende Arzt. Er hatte täglich in den ersten Jahren daselbst etwa 35 bis 42 Kranke weiblichen Geschlechts zu betreuen. Dieser Mann hat durch sein gütiges und liebevolles Wesen und seine hohe ärztliche Kunst das Vertrauen der Bewohner der Potsdamer Vorstadt gewonnen und diese der Heilanstalt zugeführt. Bis zum Jahre 1845 hat **v o n A r n i m** gewirkt, unterstützt von den Doktoren **K e i m e r**, **K i e s e** und **O r t h m a n n**. Dann trat er freiwillig zurück. Er starb am 24. März 1866 in Berlin.

Von Arnims Nachfolger wurde von 1846 bis 1851 Prof. Dr. **K r a n i c h f e l d**, Arzt an der Charité, von 1851 bis 1855 Dr. **M ü n n i c h**.

Gleichzeitig bestand seit August 1838 eine besondere gynäkologisch-geburtshilfliche Abteilung, anfänglich unter Leitung des später so berühmt gewordenen Frauenarztes Dr. **K a r l M a y e r**. Von 1840 bis 1862, wo sie aufgehoben wurde, wurde sie von Sanitätsrat Dr. **E r b k a m** geführt.

Nach Münnichs Tode übernahm die Versorgung der Kranken im Elisabethkrankenhaus Dr. **K a r l H o f m e i e r I**, geboren am 7. Juli 1822 in Merseburg. Seit 1846 als sogenannter Hausarzt an St. Elisabeth tätig, hat er von 1855 bis Ende 1862 zusammen mit **E r b k a m** und von 1873 bis 1877 alleiniger Leitender Arzt das Krankenhaus geführt. Nach seinem Rücktritt im Jahre 1877 blieb er noch weiter im Kuratorium und starb am 20. Januar 1890 in Berlin. Er war eine große Persönlichkeit und hat für das Krankenhaus viel getan.

Als im Jahre 1873 das Kuratorium sich entschloß, eine Männer- und eine Kinderstation einzurichten, war es notwendig, infolge der häufiger werdenden schweren Verletzungen und des vergrößerten ärztlichen Betriebes eine gesonderte chirurgische Kraft zu verpflichten. Diese wurde in **W i l h e l m D e l h a e s** gefunden, während die Innere Abteilung bis zum Jahre 1877 in Händen von **K a r l H o f m e i e r I** verblieb.

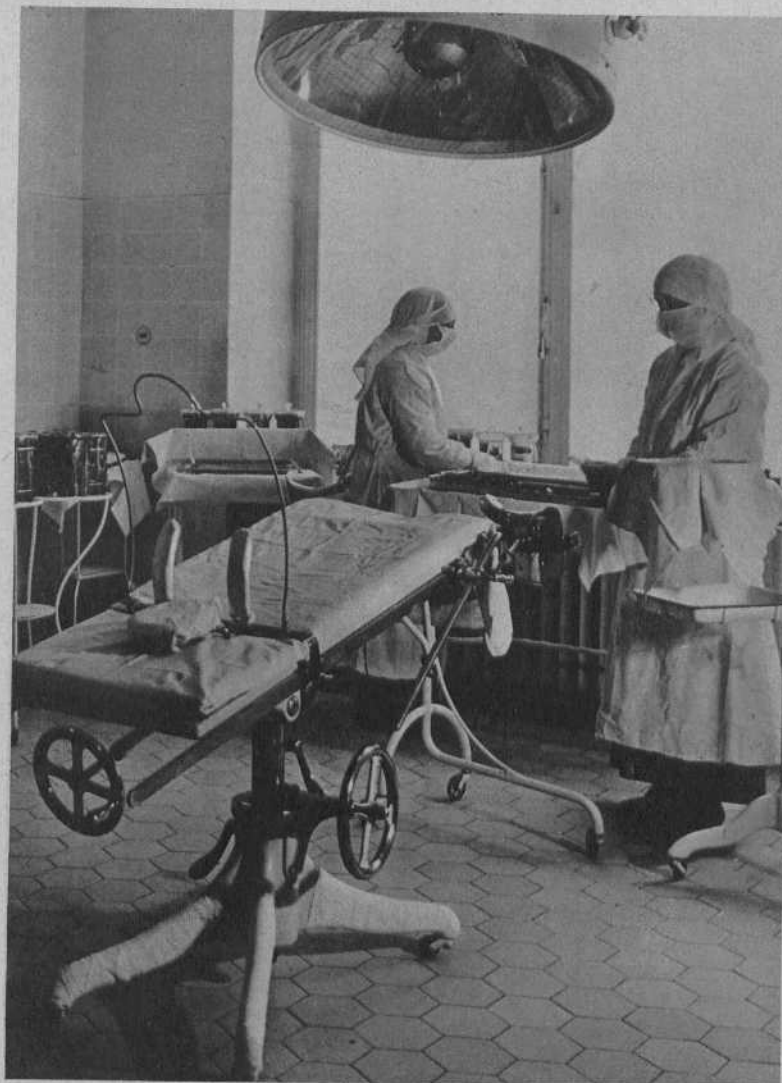
**W. D e l h a e s**, geboren am 1. Februar 1843 in Lippstadt, hat bis zum Jahre 1889 für unser Krankenhaus erfolgreich

gewirkt. Er hat, aus der Schule von Robert Wilms hervorgegangen, der damaligen Zeit entsprechend viele große Operationen ausgeführt und bei den Diphtherie-Epidemien den Luftröhrenschnitt wohl an die hundertmal gemacht. Er führte die Antisepsis ein. Er starb am 11. November 1912 in Berlin.

Der Nachfolger von Delhaes im Jahre 1889 wurde Prof. Friedrich Heinrich Rinne, geboren am 2. Januar 1852 in Bad Eilsen. Er war der erste Hochschullehrer, der als Leitender Arzt für das Elisabethkrankenhaus gewonnen wurde. Er führte die Asepsis in den Operationsbetrieb ein.

Unter ihm nahm die Chirurgische Abteilung einen hohen Aufschwung. Er war führend in der Frage der Frühoperation der Blinddarmentzündung und baute den jetzt noch bestehenden mustergültigen aseptischen Operationsaal. Nach dreißigjähriger Tätigkeit Ende des Jahres 1919 trat er zurück und starb am 5. März 1924 in Berlin.

Als während des Krieges Geheimrat Rinne als Beratender Chirurg im Felde bei der Armee von Gallwitz tätig war, wurde die Abteilung von seinem ehemaligen langjährigen Assistenten Dr. Georg Hennig in Vertretung geleitet.



Im Operationssaal kurz vor der Operation





Dr. Hermann Ruge  
Leitender Arzt der Geburtshilflichen Abteilung

Geheimrat Rinnes Nachfolger wurde Professor Dr. Felix Landois, Schüler des bekannten Chirurgen Hermann Küttner in Breslau, der am 1. Januar 1920 sein Amt antrat und heute noch die Chirurgische Abteilung leitet. Unter ihm wurde die neue Operationsabteilung eingerichtet, die jetzt aus drei Operationssälen besteht, die zu einem einheitlichen Ganzen verbunden sind.

Als Karl Hofmeier I im Jahre 1877 von der Leitung der Inneren Abteilung zurücktrat, wurde sein Nachfolger Otto Lehnerdt, geboren am 15. Juli 1838 in Berlin. Er war eine hervorragende Persönlichkeit, bei Patienten und Ärzten allgemein beliebt und ein guter Diagnostiker. Er trat im Jahre 1886 von der Leitung der Abteilung zurück und starb im Jahre 1913 in Berlin.

Sein Nachfolger wurde Johannes Hofmeier, ein Neffe von Karl Hofmeier I. Geboren am 18. Februar 1854 zu Potsdam, hatte er seine Ausbildung, ebenso wie Lehnerdt, im Elisabethkrankenhaus gewonnen. Er war ein vorzüglicher Arzt und ein selten guter Mensch, der keine Mühe scheute, wenn es galt, einem Kranken zu helfen, und der im stillen unendlich viel Gutes getan hat. Als er im Jahre 1906 zurücktrat, blieb er noch bis zu seinem Tode als treuer Freund und Berater unserem Kuratorium als Mitglied erhalten. Er starb am 23. Februar 1933 in Berlin.

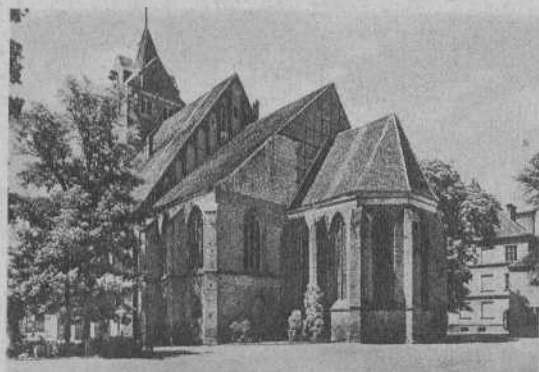
Ihm folgte im Amte Prof. Dr. Hans Burghart, geboren am 26. November 1862 zu Berlin. Er war aus der Schule des großen Klinikers Ernst von Leyden hervorgegangen und verfügte über die damaligen neuzeitlichen Kenntnisse auf dem Gebiet der Inneren Medizin. In den schweren Nachkriegszeiten hat er sich unermüdlich eingesetzt für die finanziellen Belange des Hauses. Er ging in seinem Beruf, vor allen Dingen in der Anerkennung der Tätigkeit der Diakonie, vollständig auf und hat rastlos für sie bis zu seinem am 29. November 1932 erfolgten Tode gewirkt.

Die durch Burgharts Tod frei gewordene Stelle erhielt Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Bremer, der im April 1933 sein Amt antrat. Aus der Schule des großen Klinikers Ernst v. Romberg in München stammend, hat er die Errungenschaften der inzwischen sehr fortgeschrittenen Inneren Medizin durch Neugestaltung des Laboratoriums, des Röntgeninstituts usw. dem Krankenhaus vermittelt.

Im Jahre 1932 wurde für die neuerrichtete geburtshilfliche Abteilung Dr. Hermann Ruge in Berlin gewonnen, der seit Jahren als Frauenarzt in Berlin tätig und aus der Schule des hervorragenden Gynäkologen Robert Olshausen hervorgegangen ist.



In der Geburtshilflichen Abteilung



Die Kirche zu Gardelegen,  
die Stätte der ersten Außenstation

## Unsere Harzstationen

Du liebst es, auf deinen Fahrten und Wanderungen das Harzgebirge aufzusuchen? Du hast im fröhlichen Lauf die schneebedeckten Flächen durchquert, um zu vergessen, was daheim dich quälte und sorgte. Du holtest dir im Sommer aus dem harzigen Duft der Tannen neue Kraft zu schwerer Arbeit. Du ließest das goldene Bild des Herbstes auf dich wirken, daß es dir leuchte in trüben Tagen. Und an manchem Sonntagmorgen, den du auf hohem Bergesgipfel verbrachtst, klang wohl das Dichtervort in deiner Seele nach:

Das Ewige ist stille –  
Laut die Vergänglichkeit.  
Schweigend geht Gottes Wille  
Über den Erdenstreit.

Mit einem Blick der Sehnsucht fragtest du die alten Berge: „Jahrhundert um Jahrhundert zog an euch vorüber, Geschlechter saht ihr kommen und gehen. Ihr saht, wie sie lebten und starben. Sie tranken aus den Quellen, die in jedem Frühjahr aus euren Rissen hervorsprudeln. Sie gingen dahin, und niemand sagt mir, was ihres Lebens Sinn war. Was ist von ihnen geblieben, das ewig währt?“

Und wenn du stille lauchst, hörst du eine Stimme sprechen: „Ich weiß dir einen Strom zu nennen, der nie versiegt, denn seine Quelle entspringt den Bergen, von welchen der Psalmist redet. Du kannst den Strom nicht sehen, aber wo jemals Menschen aus ihm schöpften, entstanden Stätten wachsender Liebe, die weiterleben müssen, auch wenn die Menschen längst zu ihrem Ursprung zurückgekehrt sind. Du findest sie auch hier in deinem geliebten Harz. Komm herab ins Erdental, daß ich sie dir zeige.“

Thale heißt der Ort am Fuße des Berges, den du verliebest. Du durchwanderst die lange Hauptstraße, bis du die Bode rauschen hörst. Eine hohe, schützende Mauer umschließt ein

großes Grundstück. Baumwipfel ragen darüber und das Dach eines langgestreckten Hauses, dessen Schmuck ein aufrecht ragendes Kreuz bildet.

„Kreuzhölfe“ steht darunter.

An einer schmalen Seitentür drückst du auf den Klingelknopf. Eine Diakonisse aus dem Elisabethkrankenhaus läßt dich eintreten in den sonnigen Hof. Der Pforte gegenüber befindet sich eine kleine Kapelle.

„Der ganze Komplex war einstmals eine Zuckerrübenfabrik, das Kesselhaus wurde zu dieser Kapelle umgestaltet“, erläutert die Schwester. – Und dann führt sie dich durch die fünf Stationen des Hauses. – Du erschauerst. – Nicht wahr, soviel grenzenloses Elend hast du noch nie beisammen gesehen? Du hättest dies nie für möglich gehalten. Gleich rechts am Eingang liegen die Wohn- und Schlafräume der etwa 26 kleinen Knaben im Alter von zwei bis zwölf Jahren. Einzelne sitzen an Tischen, angeleitet von ihren Pflegerinnen, mit Baustöcken oder dergleichen zu spielen. Mit leeren Augen schauen dich die meisten an. Viele werden deine Gegenwart gar nicht gewahr. Einige liegen in großen ausgepolsterten Korbwagen, die verhindern sollen, daß die Kinder bei den Krampfanfällen Schaden leiden. Manche sind nicht imstande, den großen, schweren Kopf selbstständig aufzurichten. Erschüttert spürst du den Fluch der Sünde „bis in das dritte und vierte Glied“. Auf den Stationen für die leichter Erkrankten hast du freundlichere Eindrücke. Immer gleich fröhlich lächeln dich die Mädchen an, zeigen dir ihren kostbarsten Schatz, eine selbstaufgereichte Perlenkette oder bunte Bilder. Die körperlich Gesunden werden zu leichter Arbeit herangezogen, damit ihrem armen Leben Inhalt gegeben werde. Sie helfen auch – und oft mit rührender Gewissenhaftigkeit – die Kleinen, Lahmen und Schwachen betreuen. Du vernimmst, wie man nach Kräften bemüht ist, ihr Leben in der Anstalt so freundlich wie möglich zu gestalten durch Ausflüge in die Berge, durch Singen froher Lieder, die einzelne Kranke auf der Laute begleiten können. Geburtstage werden nett gefeiert. Lichtbilder und Kasperltheater lösen Jubel aus, denn in ihrer geistigen Entwicklung sind ja alle auf der Kinderstufe stehen geblieben. Die Wohnräume sind behaglich ausgestattet, peinlichste Sauberkeit findest du in ihnen sowie in den hellen, luftigen Schlaffälen. Im Sommer halten sich alle 200 Pflegerlinge im Freien auf. Jede Station hat ihren eigenen Spielplatz mit einer geräumigen Veranda. Blumen blühen ringsumher, die Berge grüßen herab – fast willst du vergessen, daß du dich an einer Stätte des Elends befindest, aber wieder bleibt dein Blick an einem jener armen Geschöpfe haften: Stunde um Stunde sitzt es auf dem gleichen Platz, immer nur eine gleichförmige Bewegung ausübend. Vielleicht hast du zu Hause einen Hund, der dich mit klugen Augen anschaut, jeden deiner Befehle mit Gewandtheit ausrichtet. Dieses unglückliche Menschenwesen vernimmt nicht, was du sagst, weiß nicht, was um es herum





Erholungshaus in Lohme auf Rügen bietet Schwestern und anderen Erholungsbedürftigen im Sommer Aufenthalt

vorgeht. Und du richtest die stumme Frage an die pflegenden Diakonissen: Warum? Warum verschwendet ihr eure wertvolle Kraft an diese hoffnungslosen Geschöpfe, deren Leben keinen Sinn hat?

Auf frohen Gesichtern liesst du die Antwort: „Wir müssen es ja. Wir haben getrunken von dem Strome. Wir können ja nicht anders als weitergeben.“

Du verstehst das nicht. Nein, du kannst es nicht verstehen, denn du kennst ja den Strom noch nicht, der Leid und Sünde in Segen zu wandeln vermag. Aber vielleicht ahnst du schon etwas von dem geheimen Adel, der auf dieser Arbeit ruht. Du spürst, dass in die tiefsten Tiefen des menschlichen Elends nur die Hinabzusteigen vermögen, die eine Königswürde in sich tragen, nicht von Menschenhänden verliehen.



Erholungshaus in Waldsiedersdorf (Märkische Schweiz) hält das ganze Jahr hindurch seine Pforten allen Gästen offen, die hier Stille und Erholung suchen

Während du weiterwanderst auf der Straße, die der Teufelsmauer entlang nach **N e i n s t e d t** führt, laß dir erzählen, daß das fromme Geschwisterpaar Philipp und Johanna Nathusius die weithin bekannten Neinstedter Anstalten vor mehr als achtzig Jahren ins Leben rief, um großen Notständen in unserm Vaterlande abzuhelpen. Ein Knabenrettungshaus, verbunden mit einer Anstalt zur Ausbildung von Diakonen, entstand im Jahre 1850. Dazu kamen nach und nach mehrere Anstalten zur Aufnahme

schönen Schulhaus, das den Mittelpunkt der Kolonie bildet. Von sieben Lehrkräften und einem Werklehrer werden dort etwa 125 Schüler, Knaben und Mädchen, nach einem besonderen Lehrplan und heilpädagogischen Methoden unterrichtet.

Du darfst auch nicht vergessen, das „Damenheim“ zu besuchen. Einige franke Damen finden hier Pflege und Heimat. Sie könnten nicht bei ihren Angehörigen leben, ohne daß die gesamte Familie darunter leiden würde.



Kapelle der Station Kreuzhölfe in Thale im Harz

Stöder und Epileptischer. In fünf von ihnen arbeiten Schwestern des Elisabeth-Diakonissenhauses. „Kreuzhölfe“ kennst du schon. In Neinstedt angelangt, gehst du fröhlichen Kinderstimmen nach und bald findest du das „Mädchenhaus“. Du triffst die Schar beim Mittagsmahl an. In kleinen Gruppen sitzen die Kinder an freundlich gedeckten Tischen, sauber gekleidet, von den Schwestern angehalten, Löffel und Gabel manierlich zum Mund zu führen. Du siehst es manchem Kinde nicht an, was es von gesunden Altersgenossen unterscheidet. Die größeren werden zu Hand- und Hausarbeiten angehalten. Sie lernen auch spinnen und weben. Mit unermüdlicher Geduld wird versucht, die schwachen Gaben zu wecken und so weit zu fördern, daß die Mädchen instand gesetzt werden, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Eine ganze Reihe von ihnen wandert täglich zum

Durch blühende Gärten gelangst du zum „Anstaltskrankenhaus“. Fürwahr, ein freundlicher Aufenthalt mit seinen 34 schneeweissen Betten, ausgestattet mit allem, was die moderne Heilmethode erfordert.

Nicht weit davon siehst du in einem großen Obst- und Gemüsegarten junge Mädchen arbeiten. Sie gehören in das „Luisenheim“, wo sie in liebevoller Strenge angehalten werden zu Ordnung und Sauberkeit in Haushalt, Küche und Garten, wo fern von schädlichen Einflüssen versucht wird, ihren Charakter zu festigen, damit sie nützliche Glieder der Volksgemeinschaft werden.

Du gehst nicht an der Anstaltskirche vorüber, ohne einzutreten und derer zu gedenken, die dieses große Werk erweckten und erhielten.





Krankenhaus der Neinstedter Anstalten

„Sie ruhen im Frieden – und ihre Werke folgen ihnen nach“, so klingt es nach in deinem Herzen, da du dich schon im Zuge befindest, der dich nach I l s e n b u r g trägt. Es kommt wie von selbst, daß du deine Schritte zunächst zum Friedhof lenkst. Du lässest die alten, verwitterten Grabsteine der Grafen Stolberg zu dir reden. Schweigend stehst du an den schlichten Hügeln der letzten Bewohner des alten Schlosses, der Gräfin Constantin und ihrer Kinder. Du verweilst auch am Grabe der frommen Dichterin Eleonore Fürstin Reuß, geb. Gräfin Stolberg. Und du gedenkst des Segens der Dahingegangenen, der noch heute auf dem lieblichen Harzorte ruht.

Im „Clementinenhause“ darfst du wohnen. Prinzess Clementine, die Tochter der Fürstin Reuß, vermachte es dem Elisabeth-Diakonissenhause. In freundlichen Räumen bietet es den Lebensschifflein sechs alter Damen einen letzten, stillen Hafen.

Mutterliebe, Mutterforge findest du im „Eberhardinenhaus“, das seinen Namen trägt nach seiner Stifterin, der Gräfin Eberhardine, der zweiten Gemahlin des Grafen Heinrich zu Stolberg. Ihr waren eigene Kinder versagt, doch umschloß ihr mütterliches Herz nicht nur ihre acht Stiefkinder. Ihre Liebe erstreckte sich auch auf Kinder, denen soziale Verhältnisse Mutterliebe nicht zuließen. Sie wollte aber auch pflegebedürftigen Kindern eine Stätte bereiten, wo sie Erholung und Kräftigung fanden, um dann gestärkt in das Elternhaus zurückzukehren. In dem Sinne der Stifterin wird noch heute das Heim von Diakonissen geleitet. Eine christliche Erziehungs- und Pflegestätte für Mädchen aller Stände im Alter von drei bis dreizehn Jahren will das Eberhardinenhaus sein.

Nachbarlich grüßend schaut das „Emmastift“ herüber. Mutterliebe brauchen auch sie, die lieben Alten, die vielfach in großer

Hilfsbedürftigkeit dort ihren Lebensabend verbringen. Von hier beginnt auch die Gemeindeschwester täglich ihren Gang in den Ort, um die Kranken zu pflegen und zu trösten.

Und nun durchquere den Harz und tue noch einen Blick in das „Marienstift“ in R o s l a. Der eine Flügel wird zur Hälfte von Alten und Siechen bewohnt. Darunter befindet sich die Männerstation des Krankenhauses. Sogar den Operationsaal darfst du sehen und die Räume der Frauenstation. Du magst dich nicht trennen von dem lieblichen Bild, das die jungen Mütter bieten, ihr neugeborenes Kindlein im Arm. „Welch eine Stätte, reich an Freude und Segen“, geht es durch deinen Sinn. – Als der junge Graf Botho zu Stolberg-Rosla an der Bahre seines geliebten Weibes stand, das bei der Geburt des ersten Kindleins starb, wußte wohl manches Glied der Trauergemeinde nichts mit dem Bibelwort anzufangen: „Wohin ich geh, da ist der Friede.“ Ich jetzt tue, das weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren.“ Seiner Marie zum Gedächtnis gründete im Jahre 1892 Graf Botho das Marienstift. Die Tante der Verstorbenen, Gräfin Arnim, war damalige Oberin des Elisabethkrankenhauses. Sie sandte Schwestern nach Rosla zur Pflege der Kranken im Haus und in der Gemeinde und zur Betreuung der Kleinen im Kindergarten.

Du verläßt diese schöne Arbeitsstätte der Diakonissen, innerlich gefesselt von allem Erlebten. Vielleicht zieht es dich zum nahen Kyffhäuser hin, der Gedenkstätte uralter Geschichte. An deinen Augen zieht Gestalt um Gestalt der Männer vorüber, die einstmals berufen waren, Deutschlands Geschichte zu lenken.

Lauter und lauter hörst du den Strom rauschen, den Strom, von ewigen Bergen kommend, im Meere der Ewigkeit mündend, in seinem Lauf durch das Erdental Spuren der Ewigkeit hinterlassend, dort, wo jemals Menschen aus ihm tranken.

Und auf deine Frage: „Wie heißt der Strom?“ wird dir der Stimme Antwort: „G o t t e s G n a d e“

S. U.



Das Clementinenhaus in Ilsenburg

# Das Elisabeth=Diakonissen= und =Krankenhaus

## Kuratorium

Vorsitzender: D. Bits, Generalsuperintendent a. D.

Stellvertretender Vorsitzender: Graf von Medem, Rechtsanwalt

Oberin: Diakonisse Emma von Bunsen

Hausgeistlicher: Pfarrer Freiherr von Notenhan

Leitende Ärzte: Professor Dr. Landois

Professor Dr. Bremer

Mitglieder: Oberbaurat Arnous

Diakonisse Frieda von Estorff

Diakonisse Rita von Hahn

Generaldirektor Dr. Hamann

Senatspräsident von Kameke

Dr. jur. Ribbeck, Kassenkurator

Direktor Schwab

Rektorin Tubenthal

Leitender Arzt der Geburtshilflichen Abtg.: Dr. Hermann Ruge

Erholungshaus in Baldfieversdorf (Märkische Schweiz). Das ganze Jahr geöffnet. Meldung an Diakonisse Ursula Redlich. Zentralheizung, Liegehalle, Diät. Fernruf Buckow/Märk. Schweiz 103

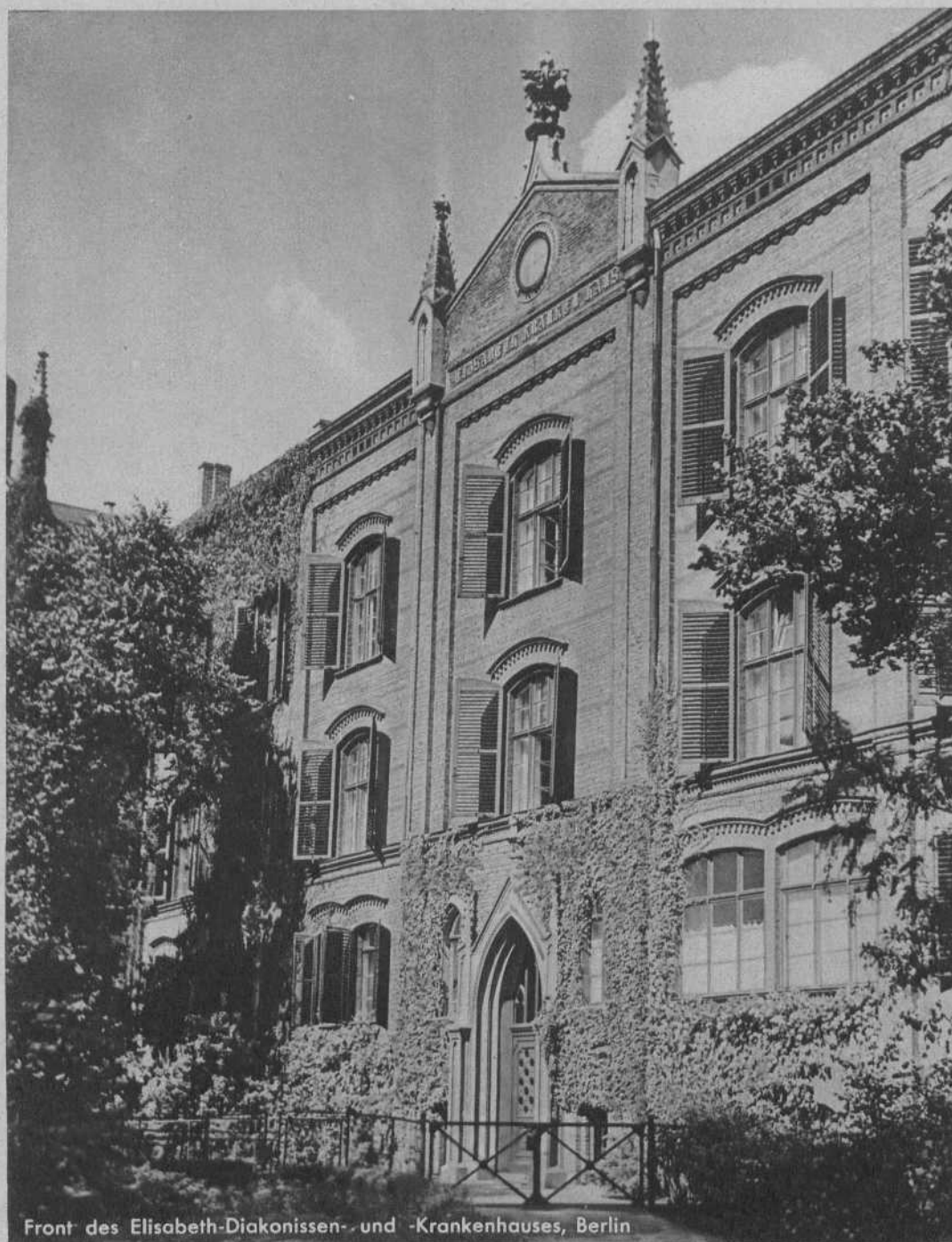
Erholungshaus Oskar-Borch-Stiftung in Lohme auf Rügen. Bahnstation Sagard. Mai bis Oktober. Anfragen an Diakonisse Maria Braune in Lohme auf Rügen

Elementinenhaus in Ilsenburg. Dauerheim für Damen, von Diakonisse geleitet. Anfragen an Diakonisse Eva Braune, Ilsenburg a. Harz, Marienhöfer Straße 3

Private Haushaltungsschule des Elisabeth-Diakonissen- und -Krankenhauses. Staatlich anerkannt, mit sämtlichen Berechtigungen. Berlin W 35, Lützowstraße 24-26. Schulgeld und Pension monatlich 50 RM. Aufnahme Ostern und Herbst

Elisabeth-Diakonissen- und -Krankenhaus, Berlin W 35, Lützowstraße 24-26. Fernruf Sammel-Nr. 22 93 66. Postfach Berlin 270 85





Front des Elisabeth-Diakonissen- und -Krankenhauses, Berlin

Zum 100jährigen Jubiläum herausgegeben vom Elisabeth-Diakonissen- und -Krankenhaus, Berlin W 35. Verantwortlich: Pastor Freiherr von Rotenhan, Berlin  
 Fotografie M. Hinderks, graphische Arbeiten M. Grosser, beide in Berlin-Wilmersdorf. Kupfertiefdruck August Scherl GmbH., Berlin SW 68